Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang

Nr. 52 Leipzig, den 27. Dezember **1894**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1394 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Jahresschluß — Positives Christentum — Die Botschaft Tolstois: 14. Worin besteht mein Glaube? Zweite Hälfte — Die Wahrheit — Die alte Turmuhr. Ein Sylvesterumblick — Verschiedenes: Theologische Wissenschaft und Sozialdemokratie; Redefreiheit der Professoren; Hefte zur Christlichen Welt Nr. 14 und 15; Königliches Pfarramt; Die zweite Probenummer der „Hilfe" — Zum Jahreswechsel — Die dreifachen Wünsche — Zur Beachtung — Anzeigen

Jahresschluß

Durch Stillesein und Hoffen werdet ihr stark sein. Jes. 30, 15.

Die Ströme der Erde fließen dem Ozean zu, ihre Gewässer füllen seine Tiefen aus. Die Zeit, unter deren Gesetz das Menschenleben hienieden steht, strömt ebenso eilend dahin, um sich in den Ozean der Ewigkeit zu ergießen. Daran mahnt jedes Jahresende den denkenden Menschen, um so mehr, wenn er sich sagen muß: deine Erdenjahre sind gezählt, die dir bestimmte Zeit wird bald in die Ewigkeit einmünden. Der ernste Mensch steht vor diesem Gedanken auch sonst wohl still; aber beim Jahresschluß macht derselbe sich vielleicht stärker geltend als im unruhigen Treiben des täglichen Berufs. Die Glocken am Jahresabend scheinen feierlicher zu klingen als sonst, sie rufen uns dies Doppelte zu: seid stille und hoffet! Nur in Gott kann man stille sein, nur in Gott das Herz zur Ruhe bringen.

Stehe ich aber, o mein Gott und Herr, vor Deinem Angesicht, und stehst Du vor mir, da muß ich bekennen: wie viel Mangel siehest Du an mir, wie viel habe ich auch in diesem zu Ende gehenden Jahre versäumt! gehe nicht mit Deinem Knecht ins Gericht — wie könnte ich bestehen? Dich preise ich, daß Du mich auf Deine Gnade und Erbarmung gewiesen, daß Deine Liebe mich trägt, erhält und stärkt. In Deinem Sohne hast Du Dein Herz mir geoffenbaret und mich an Dich gezogen. Deine Liebe ist meine Gerechtigkeit und mein Friede. Wäre Deine Liebe mir fern, wo fände ich Ruhe? wo fände ich Schutz? Mein Lebensschifflein fährt auf reißendem Strome dahin, Wind und Wetter peitschen es, in dem Dunkel der Nacht verschwinden mir Mond und Sterne. Wer rettet mich vor Sturm und Klippen, daß das Schiff nicht zerschellt? Wer anders als Du, Herr: Du bists, der in der Nacht, Du bists, der mich bewacht. Christ Kyrie, ja Dir gehört die See. — Glaube nur! glaube, daß alles in der Hand deines Gottes steht; glaube, daß alle deine Haare auf deinem Haupte gezählt sind. Wenn die menschlichen Gedanken in dir schweigen, wenn du nicht mit deiner Klugheit und deinen Wünschen rechnest, wenn du Gott reden läßt, dann wird es stille in dir. Die Empfindung deiner Geringheit wird zur Empfindung der Macht deines Gottes. In diese hüllst du dein Herz ein.

Gerade das ist die Quelle der menschlichen Kraft. Wenn das Herz in Gott stille ist, wird es stark; denn die Hoffnung, die lebendige Hoffnung, die Gott darein senkt, zeigt dem Menschen seine großen Aufgaben. Wir sollen Gottes Mitarbeiter, sein Ackerwerk und sein Gebäude sein (1. Kor. 3, 9). Reich Gottes soll aus dieser Weltentwicklung werden; Gott beruft die Menschen, nach diesem Ziele hin thätig zu sein. Wir wollen uns nicht entmutigen lassen beim Anblick und bei der Erfahrung des vielen Kampfes auf dieser Erde. Gerade durch diesen Kampf wird das Reich Gottes zur Erscheinung gebracht. Das scheint eine rauhe Art zu sein; wir meinen wohl, es wäre besser, wenn es in dieser Welt ebenmäßiger herginge. Aber die Geistesentwicklung ist auf dieser Erde in Uebereinstimmung mit der materiellen Natur. Aus den Trümmern früherer Organisationen werden noch jetzt immer höhere Gestaltungen hervorgerufen. Was im Reiche des Geistes Wert hat, das wird nur durch Kämpfe der Menschheit errungen. Christi Leiden steht durchaus nicht abgesondert da in dem Verlauf der Zeiten. Aus Schmerz, Not und Kampf wird hienieden das Höhere entwickelt; so fällt das Vergängliche von dem Zeitlichen ab, und es offenbart sich die sittliche und ewige Blüte. Wir kennen als Christen das Geheimnis der Zeitlichkeit. Es heißt: diese Welt mit ihrer Geschäftigkeit, Unruhe und Verwirrung, diese Welt mit ihrem beständigen Wechsel und Streit arbeitet nicht für das, wofür sie selbst zu arbeiten meint; sie arbeitet für das, wofür sie Gott bestimmte. Er ist der Erste und der Letzte, der Anfang und das Ende. Darum werfen wir niemals die Hoffnung weg, in der Hoffnung werden wir stark.

Das Jahr wird alt, das Jahr wird neu:
Gott aber ist stets neu und alt,
Neu in der Lieb, alt in der Treu.
Laßt uns auch leben dergestalt!

Laßt uns auch leben dergestalt!
So werden stets, jahraus jahrein,
Und grau und alt und todeskalt
Wir Gottes und er unser sein.

Tn

Positives Christentum

Ich erhielt folgenden Brief:

. . . So sehr ich die Art der Kreuzzeitung, den Kampf zu führen, verwerfe, so sollte man sich doch etwas verständnisvoller zeigen gegenüber der tiefgehenden Erregung, die sich in den Kreisen der Gemeinde gegenüber der jetzigen Auffassung sonderlich des Alten Testaments geltend macht. Wer da die Kreise kennt, aus denen heraus Dammanns Gemeindeblatt stammt und für die es bestimmt ist, der weiß, daß der dort herrschende Inspirationsstandpunkt kein toter Buchstabenglaube ist, wie er sich in ultralutherischen Gegenden findet, sondern eine in der persönlichen Heilserfahrung begründete heilige Ehrfurcht vor dem Buche, das Gottes Wort vermittelt. Es ist eine kolossale Zumutung, bei solchen Leuten ohne weiteres ein Verständnis für das Recht so einschneidender kritischer Arbeit zu verlangen. Die Unterscheidungen von Religiösem und Zeitgeschichtlichem, von Formellem und Ewigem, Zentralem und Peripherischem u. s. w. ist schon für den Theologen eine schwere Gedankenarbeit, für das durchschnittliche Gemeindeglied aber nur in sehr beschränktem Maße zu fordern. Man darf es doch nicht als eine Beschränktheit ansehen, wenn in dem Bewußtsein des gewöhnlichen Mannes Form und Inhalt der Schrift ungesondert vorhanden sind, sodaß man das eine nicht antasten kann, ohne das andre zu treffen? Diese eminente Schwierigkeit für alle Seelsorge jedes wissenschaftlich gebildeten Theologen wird auf nicht orthodoxer Seite nach meinem Gefühl bei weitem unterschätzt. Es wäre sehr dankenswert, wenn sich die Christliche Welt einmal mit dem Gedanken beschäftigte: Behandlung des Alten Testaments in der auf den bisherigen Voraussetzungen stehenden gläubigen Gemeinde. In einer religiös unintereſſirten Gemeinde ist die Sache sehr einfach.

In geweckten Gemeinden, z. B. in Rheinland und Westfalen, sind die Schwierigkeiten für den Seelsorger gar nicht hoch genug anzuschlagen.*)

Das ist im wesentlichen durchaus richtig. Aehnliche Gedanken beschäftigen mich oft, und ich war bereits willens in dieser Richtung einige schlichte Worte zu sagen, als ich jenen Brief empfing. Den Anlaß dazu gab mir ein Artikel des Reichsboten in Nr. 283: Professor und Pastor. Leider kein Leitartikel, ebensowenig wie der weit erfreulichere in Nr. 285 desselben Blattes: Wie sollen wir kämpfen? Es fehlt dort wahrlich nicht an starken Worten und furchtbaren Anklagen (deren Ernst viele kaum mehr zu empfinden scheinen, so oft hört und liest man sie), aber es war hinter all dem ein warmes Menschenherz zu spüren, das man leider in den Kampfartikeln unsrer hochkirchlichen Presse nur zu oft vermißt. In diesem Artikel findet sich nun eine Stelle, die mich nicht kränkte, aber bewegte, und so niederschlagend sie zunächst für unser Blatt klingt, mich doch vielmehr zu Hoffnungen erhob. Sie lautet:

Jahre und vielleicht Jahrzehnte lang haben wir auf eine Ueberbrückung des Grabens, der uns trennt, sehnlich gehofft und uns sogar der Selbsttäuschung hingegeben, die Christliche Welt wolle eine Verständigung im Sinne der positiven Offenbarung anbahnen. Seitdem wir aber erkannt haben, daß dieselbe sich zum Sprechsaal für alle nur erdenklichen Ansichten und Meinungen über Christum und sein Evangelium macht und sich bemüht, für jede dieser Ansichten das gleiche Bürgerrecht in den Gemeinden Christi zu erobern, bedeutet für uns eine Unterstützung ihrer Bestrebungen nichts andres als eine Verleugnung Christi, der wirklich und wahrhaftig unser einziger Trost im Leben und im Sterben sein und bleiben soll.

So der „jüngere Geistliche" in Nr. 283. Und da soll man nicht hoffen, daß es einer glücklicheren Zukunft beschieden sein wird, mit ganz andrer Klarheit die Gemeinsamkeit der innern Güter bei den Gläubigen unsrer Kirche zu schauen, wo uns selbst von den Besten unsrer Gegner so schwerer Mißverstand entgegengebracht wird?**) Diese Nebel müssen ja einmal schwinden, und dann werden die Redlichen hüben und drüben das Maß wiederfinden für die Glaubensgemeinschaft, die sie eint.

Ich kann dem „jüngern Geistlichen" versichern, daß es der Christlichen Welt nicht einfällt, „allen nur erdenklichen Ansichten und Meinungen" über Christus und sein Evangelium das gleiche Bürgerrecht in den Kirchen zuzuerkennen oder gar erobern zu wollen. Hier haben wir solch eine grobe Mißdeutung, wie sie recht geeignet ist, den Streit der Richtungen zu vergiften, und die fallen wird und muß, wenn wir endlich lernen nicht nur aufrichtig unsre Meinung zu sagen, sondern auch die Meinung des Andern aufrichtig zu hören. Wenn die Christliche Welt für die „Freiheit der theologischen Wissenschaft" in Forschung und Lehre unbedingt eintritt, so vertritt sie darin die Forderung eines für den Bestand unsrer evangelischen Kirchen lebensnotwendigen Prinzips. Aber wir vergessen nicht, daß dieses Prinzip zunächst nur formalen Wert hat. Daß die Lehre frei sei, allein der Gewissenhaftigkeit des Lehrers anvertraut, das mag noch so wichtig sein, wichtiger ist, was gelehrt wird. Und wir empfinden es als einen Jammer, daß die ängstlichen oder geängsteten Freunde drüben uns immer wieder zwingen, für jene formale Lebensbedingung der evangelischen Theologie zu Felde zu ziehen, um die doch absolut kein Streit sein sollte, sondern allein um das, was die Theologie im Gebrauche der zugestandnen freien Bewegung leistet.

Denn daß über den Inhalt der Lehre gestritten werden muß, daß es durchaus nicht gleichgiltig ist, welche Ansichten über Christus und sein Evangelium vom Universitätskatheder, von der Kanzel und in den Schulen jeder Art als wahr und christlich vorgetragen werden, darin wissen wir uns mit unsern Gegnern völlig eins. Ueber diesen Inhalt aber ist die Entscheidung nicht gegeben, wenn man einfach auf die Bekenntnisschriften und auf die Bibel verweist. Diese Quellen, Normen oder Autoritäten jeder christlichen Erkenntnis wollen gekannt, erschlossen, ausgelegt und angewandt sein. Hier liegen die Schwierigkeiten. Kein Konsistorium, keine Synode, keine Fakultät wagt es heutzutage, sich mit dürren Worten als berufne letzte Instanz für den richtigen Brauch der anerkannten Autoritäten zu proklamiren; das wagen nur etliche fanatische Kliquen, Konferenzen und Kirchenblätter.

Welches ist denn nun nach unsrer Ansicht die Instanz, die da zu richten und durch die vorhandnen Klippen hindurchzuführen hat? Es ist der Glaube.

In dem Worte „Glaube" konzentrirt sich unser ganzes positives Christentum. Was uns den Mut giebt, zuversichtlich zu hoffen, daß aus all den heutigen Wirren Christus und sein Evangelium verklärt hervorgehen wird, ist allein dies, daß wir wissen, was für eine Sache es um den Glauben ist. Und unsre Gegner mögen vieles besser wissen und richtiger verstehen als wir — was das Verständnis des innern Wesens des evangelischen Glaubens anlangt, fühlen wir gerade in diesen Kämpfen und Wirren mit Dank gegen Gott, daß sie hier von uns lernen müssen. Und ehe sie das nicht gethan haben, kann das Teil Wahrheit, das sie vertreten mögen, nicht siegen, und ist unsre Mission nicht erfüllt.

Unsre Position im evangelischen Glaubensbegriff und unsre Stellung zur Schrift hängen aber aufs innigste zusammen.

Zwar, wir wissen recht gut, daß die moderne Kritik an Schrift und Ueberlieferung nicht einfach aus dem Glauben geboren ist. Das Neue darin, was viele in der Gemeinde erschreckt, ist die Anwendung der geschichtlichen Forschung und Betrachtung auf die Vergangenheit auch des Christentums. Ein wissenschaftliches Interesse und eine wissenschaftliche Methode, schon fast Gemeingut heutiger Bildung geworden, haben auch vor unsern Bekenntnisschriften, unserm Dogma, unsrer heiligen Schrift Neuen und Alten Testaments nicht Halt gemacht. Die Frage ist, ob wir als Christen darin von vornherein ein Attentat zu erkennen haben, das wir mit aller Standhaftigkeit abwehren müssen? Ob wir diese modern-historische Behandlung unsrer heiligen Ueberlieferung für profan erklären und jedem Christen und Theologen bei Verlust seines christlichen Charakters aufgeben sollen, die Hand davon zu lassen?

Der Glaube hat bereits entschieden: Nein. Gläubige Männer in und außer der theologischen Fakultät haben in verschiedenster Richtung und mit sehr mannichfaltigem Erfolg diese modern-historische Behandlung der Schrift und des Dogmas sich angelegen sein lassen. Kein Zorn und keine Furcht, kein Ketzergericht der Fanatiker und kein Gebet der Einfältigen werden die weitere Verfolgung dieses Weges hindern. Die ihn beschritten haben, wissen sich auch im Gehorsam des Glaubens.

Aber die negativen Resultate? Die umstürzenden Hypothesen? Die fürchtet der Glaube nicht. Denn was unhaltbare Hypothese ist, wird von der Wissenschaft selbst überwunden werden. Und was als sichere Wirklichkeit und Wahrheit herausspringt, kann dem Glauben nichts schaden. Mögen die Ergebnisse ernster Forschung noch so grundstürzend scheinen, sie müssen ja doch dem Gott der Wahrheit und seiner Herrlichkeit dienen.

Was wir von den Professoren erwarten, ist also erstens, daß sie es mit der Forschung wirklich ernst nehmen. Man fordert von ihnen Pietät, Respekt vor den ehrwürdigen Heiligtümern der Kirche: es giebt für den wissenschaftlichen Forscher keinen höhern Respekt als den vor den Thatsachen und keine höhere Pietät als die der Wahrhaftigkeit. Zweitens aber verlangen wir von den Professoren der Theologie bei der eigentümlichen Stellung, die sie zu unsrer Kirche einnehmen, daß sie in ihrer gelehrten Thätigkeit die Kirche oder Gemeinde, die ihres Dienstes wartet, nimmermehr vergessen. Daß sie die Anfechtungen, die Krisen, in die treumeinende Christen durch ihre Arbeit geraten, in der Tiefe ihrer Seele mitempfinden und nach Kräften überwinden helfen.

Die Doppelforderung, die damit unsern Professoren gestellt ist, ergiebt eine so große Pflichtenlast, daß es kein Wunder ist, wenn mancher sich versucht fühlt, dieses Maß von Verantwortung abzulehnen. Aber da kann allerdings die Gemeinde nichts ablassen. Sie muß von den Männern, denen sie die Unterweisung ihrer Pfarrer anvertraut, denen sie gestattet, die Erkenntnis des Wesens der christlichen Religion zum Gegenstande ihrer wissenschaftlichen Berufsarbeit zu machen, voraussetzen und fordern, daß sie selber diese Religion im Herzen haben und ihren Beruf

*) Die gesperrten Sätze sind von mir hervorgehoben.

**) Vgl. auch desselben Verfassers unglaubliche Verkennung eines Bonusschen Artikels: vor. Nr., Sp. 1225, Anm.

im Glauben erfüllen. So ist es denn also zunächst der Glaube der Professoren selbst, der da weiß, was er in aller wissenschaftlichen Arbeit der Gemeinde und ihrem Evangelium schuldig ist, der den Inhalt der Lehre bei aller Lehrfreiheit hegt und schützt. Und es ist ein Frevel an der Gemeinde, wenn man sie durch die Rede von den „ungläubigen Professoren" beunruhigt und einen ganzen Stand, den Gott ihr zur gesunden Existenz als unentbehrliches Glied ihres Organismus geschenkt hat, in ihren Augen mutwillig diskreditirt.

Unsre Theologen in den Fakultäten können aber nicht alles leisten. Sie rechnen darauf, daß auch der Glaube der Gemeinde sie trägt, und sie rechnen insbesondre darauf, daß ein ebenso durchgebildeter wie gläubiger Pastorenstand bei der Ueberwindung der Schwierigkeiten mitarbeitet, die allerdings aus dem Konflikt des wissenschaftlichen Betriebes mit der kirchlichen Ueberlieferung jeweilen bald mit Grund bald irrigerweise sich ergeben. Wenn die nähere Fühlung, wie sie Pastoren und Professoren neuerdings in den sogenannten Ferienkursen gefunden haben, nur den Effekt hätte, daß etliche bisher in glücklicher Unwissenheit über neuere wissenschaftliche Verhandlungen befangene Pastoren in heiligem Schrecken über ihre Entdeckungen in der Gemeinde Feuerlärm schlagen und die Sturmglocke läuten, dann allerdings ist es besser, man giebt diesen Versuch der Annäherung und Verständigung wieder auf. Aber ich gestehe, daß ich es als eine Beleidigung für den Pastorenstand empfinde, wenn die von ihm selbst begehrte, von der Mehrzahl der Teilnehmer sehr dankbar benutzte Einrichtung wieder zerbrochen werden sollte — nicht um der Schwachen in der Gemeinde willen, sondern um der Schwachen unter den Pastoren willen.

Der Glaube der Pastoren soll sich darin beweisen, daß sie Dinge kennen, die nicht jedem Gemeindegliede zu kennen möglich und heilsam sind, daß sie die Schwierigkeiten, die heute dem naiven und dem reflektirenden Menschen die Annahme des Evangeliums erschweren, für beide im innersten Herzen empfinden und durchkämpfen. So nur kann er beiden ein Gehilfe ihrer Freude werden. Ich sage hier nichts über die Art, wie ihr persönlicher Glaube den Konflikt zwischen der praktisch-kirchlichen Lage in der Gemeinde und der fortwährend alles umwälzenden Arbeit theologischer Wissenschaft überwinden soll: einen Weg nur müssen sie finden, sonst leistet ihr Glaube nicht das, was inmitten der vorhandenen Nöte allein ihr Glaube leisten kann, und was er leisten muß zum Besten der Gemeinde; sonst ist es für sie nicht wahr, was der Apostel sagt: Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat!

Aber der feste Halt, den wir brauchen, ruht in der That nicht nur im Glauben der Pastoren und Professoren, sondern ebenso im Glauben der sogenannten Laien. Es muß solche geben und giebt ihrer, die imstande sind, ein intimes Interesse an den Fortschritten der theologischen Wissenschaften zu nehmen. Ob sie dann diese verständnisinnig begrüßen, oder ob sie verständnisinnig warnen, in beiden Fällen sind sie willkommene Helfer und Zeugen. — Andre gehen ihren Weg durchs Leben, erfahren nichts von Theologie und fragen nichts darnach. Sie wissen nicht einmal, ob der Pfarrer, den ihnen Gott gab, ein „liberaler" oder „orthodoxer" Theolog ist. Es sind die schlichten und einfältigen Gemeindeglieder, die Stillen im Lande, ohne die unsre Gemeinden gar nicht existiren könnten, ohne die auch die theologischen Streitigkeiten unsrer Tage nicht ausgefochten werden könnten. Ihr christliches Glauben und Leben giebt recht eigentlich unsrer Gemeinde das Schwergewicht, daß die Thorheit, der Kleinglaube, der Eigensinn, der Hochmut in den obern Regionen sie nicht so leicht zum Umkippen bringt. Ihr Gebet macht vieles gut, was Professoren und Pastoren schlecht machten; in der Arbeit an ihnen und mit ihnen muß jede Theologie ihre Probe bestehen. — Zwischen jenen Gebildeten und diesen Einfältigen drängt und schiebt sich die der Zahl nach so unermeßliche Masse der Gleichgiltigen, Halbgläubigen, Weichenden und Suchenden jeden Standes, jener Leute, an die Riehl denkt, wenn er sagt: „Es ist nicht leicht, richtig in die Kirche hineinzukommen, aber richtig um die Kirche herumzukommen, ist auch eine schwere Kunst." Man soll diese Schicht Menschen nicht verachten; der Professor, der Pastor, der ganze Apparat unsers Kirchenwesens, Christus und sein Evangelium sind auch für sie da — aber freilich, den Glauben, der durch die innern Schwierigkeiten unsrer religiösen Situation hindurchführt, darf man bei ihnen nicht suchen.

Eine besondre Pflicht, die Arbeit der berufnen Faktoren zu fördern, verbindend und streitend, vermittelnd und leitend, hat ohne Zweifel die kirchliche Presse. Daß sie gemeinhin von all diesen Pflichten nur eine kennt, das Streiten, — Gott seis geklagt! Aber ich hoffe, es kommt die Zeit, wo die Gemeinde sich das nicht mehr wird gefallen lassen. Unter allem Gezänk bricht sich eine mächtige Unterströmung Bahn, und schon sehen sich kluge Parteiführer und Redaktionen gezwungen, darauf Rücksicht zu nehmen. Möchte diese Strömung so stark werden, daß wirklich ein neuer Geist in unsre Presse einzieht!

Was die Christliche Welt anbetrifft, so wissen wir, daß es mit Friedfertigkeit und äußerm Anstand nicht gethan ist. Immerhin müssen wir diese Pflichten hochhalten als die Voraussetzung einer segenbringenden Thätigkeit. So werden wir auch fortfahren, gerade die ernstesten und wichtigsten Fragen, wo immer die Federn sich uns zur Verfügung stellen, von verschiednen und entgegengesetzten Standpunkten behandeln zu lassen, mag man uns auch zuweilen einen „Sprechsaal" schelten. Aber freilich, allen alles sein, das können wir nicht. Denn die Christliche Welt ist eben kein Sprechsaal, sondern sie hat ihre bestimmte Aufgabe, ihren bestimmten Leserkreis, ihre bestimmte Haltung. Jenem Kreise von lieben Christen, den der im Eingang dieses Artikes abgedruckte Brief meint, können wir nicht dienen. Oder doch nur ausnahmsweise. Für ihn müssen die Theologen sorgen, zu denen der jüngere Geistliche in Nr. 283 des Reichsboten gehört. Er schreibt u. a. inmitten seiner ernsten Anklagen gegen uns Moderne:

> Wir geben bei Beurteilung der heiligen Schrift von vornherein zu, daß die alte Theorie von der Wort- oder Buchstabeninspiration auf keine Weise zu halten ist, und daß eine Verteidigung derselben nur Gewissensnöte und Verwirrung in den Gemütern und Gemeinden heraufbeschwören würde, ohne der Wahrheit zu dienen. Wir sind auch bereit, das Wort Pauli: „Unser Wissen ist Stückwerk, und unser Weissagen ist Stückwerk" — seiner ganzen Tragweite nach anzuerkennen. Wir verkennen ferner nicht die großen Schwierigkeiten, die sich der Textkritik, namentlich im Alten Testament, entgegenstellen. Wir halten für länglich erwiesen, daß die einzelnen Schriften zum Teil auf verschiedne Quellen zurückzuführen sind. Wir erkennen an, daß dieselben erst daraufhin zu prüfen sind, inwieweit sie vom Geiste Gottes durchweht sind oder apokryphen Charakter tragen. Wir wissen recht wohl, daß es im Alten Testament Bücher giebt, die durchaus den Charakter der Profanlitteratur tragen, wie das „Hohelied" wenigstens im Sinne des Verfassers; Bücher, die man, wenn sie auch innerhalb des sogenannten Kanon stehen, doch wegen ihrer Minderwertigkeit gar nicht in denselben rechnen darf, wie die Chronika; Bücher endlich und Abschnitte, die dem ringenden Zweifel Ausdruck verleihen und noch nicht ins Heilige gehören, wie Prediger Salomonis u. s. w. Wir können, kurz gesagt, nicht aus dem Auge verlieren, daß das Alte Testament die gesamte Litteratur des Volkes Israel umfaßt und bietet, sowohl die profane wie die religiöse. Kein Wunder, daß wir da ganz anders als im Neuen Testament, das sich durchaus nur als Sammlung heiliger Schriften darstellt, sichten müssen.*)

Ungeheuerliche Zugeständnisse an die historisch-kritische Behandlung der Schrift sind das in den Augen vieler Reichsbotenleser und jenes Dammannschen Kreises. Möge der Verfasser mit seinen Freunden sich der Aufgabe widmen, diese Gemeindeglieder hierüber zu verständigen und zu beruhigen: sie werden ein notwendiges Werk thun, viel überflüssiges Aergernis heben und das Maß der vorhandnen Mißverständnisse um ein Großes vermindern. Wir von der Christlichen Welt müssen jene Kreise ihrem Glauben überlassen, in der Gewißheit, daß, wenn der ehrlich ist, Gott sie auch durch ihre gegenwärtige Anfechtung ungeschädigt hindurchführen wird. Unsre eigentümliche Aufgabe ist es, Fühlung zu suchen mit der Schar der Gebildeten, die für religiöse und kirchliche Interessen noch zu haben ist, und dabei leistet uns die moderne theologische Wissenschaft einen unmittelbaren unentbehrlichen Dienst. Wir müssen

*) Sperrung rührt von mir her.

in unsrer Arbeit um unsert- und um unsrer Leser willen mit der wissenschaftlichen Theologie die innigste Fühlung halten. Wir können da unsern Lesern manches nicht ersparen, was unfertig, strittig, bedenklich ist; wir müssen es ihnen zumuten, die schwierigsten, einschneidendsten Dinge mit durchzudenken und zu prüfen. Wem das zu viel zugemutet ist, der soll uns fahren lassen, aber er soll nicht uns zumuten, daß wir um seinetwillen von der Aufgabe lassen, die uns Gott gestellt hat. So lange wir mit gutem Gewissen unsre Pflicht thun, können die ernstesten Vorhalte uns so wenig davon abbringen, wie die leichtfertigsten Anklagen. Aber freilich gefährlich genug ist unser Weg, das spüren wir wohl, und jeder, der uns ein getreuer Ekkard sein will, den werden wir immer zu schätzen wissen.

Das ist positives Christentum. Wir stehen mit beiden Füßen auf der großen Thatsache des offenbaren Gottes. Wir sind keine Schwärmer, die durch die Arbeit des Verstandes, der Phantasie, des Gefühls oder des Willens sich eine Gotteserkenntnis erringen wollten, die abseits von der christlichen liegt. Wir halten an dem Wege, den Gott selbst sein Christenvolk geführt hat. Christus ist uns Anfang, Mitte und Ende der Offenbarung, so gewiß diese Offenbarung Himmel und Erde, Vergangenheit und Zukunft, alles was war, ist und wird umfaßt. Denn das alles bekommt erst von Christus her sein Licht, seine Bedeutung, seinen Wert. Diesen Christus finden wir in den Bekenntnissen unsrer Kirche, in ihrer Predigt, ihrem Liede, ihrem Gebet, diesen Christus finden wir vor allem und ursprünglich in der Schrift. Wir kennen kein Christentum, abgesehen von dieser heiligen Ueberlieferung.

Aber doch ist der Glaube das Subjektivste, Persönlichste in der Welt. Sein Objekt ist, streng genommen, allein Gott. Und je inniger der Glaube seines Gottes mächtig ist, desto mehr versinken alle andern Autoritäten hinter der einen. Desto mehr unterscheidet auch der Glaube das Menschliche an der heiligen Ueberlieferung. Und er begreift, daß es das Wesen aller Offenbarung ist, daß in ihr Göttliches und Menschliches sich einen. Zeigt ihm nun etwa die Wissenschaft das Menschliche am Bekenntnis, am Dogma, an der Schrift auf, so erschrickt er darüber nicht, wird darum nicht irre, sondern er erkennt auch darin ein Mittel der Erziehung, die sein Gott an ihm übt, und glaubt, daß auch solches ihm muß zum Besten dienen. Wer auf Buchstaben und Bekenntnis trotzt, schwebt immer in Gefahr, das Menschlich-Vergängliche an der heiligen Ueberlieferung zu überschätzen; wer im Bekenntnis und hinter dem Buchstaben mit frommem Ernst die ewige göttliche Wahrheit sucht, der bleibt demütig und wird, nach der Verheißung, finden. R

Die Botschaft Tolstois

14. Worin besteht mein Glaube?

Zweite Hälfte.

3. Warum werden Christi Gebote nicht ausgeführt?

Wenn die Menschen Christi Gebote erfüllen wollten, würde die größte Glückseligkeit herrschen, die auf Erden möglich ist. Warum thun sie es denn nicht?

Nach Tolstoi trägt die Hauptschuld wieder die Kirchenlehre. Sie unterschlägt die Gebote Christi zwar nicht, aber sie nimmt ihnen die Lebenskraft. Statt unaufhörlich diese Gebote zu verkündigen, predigt sie eine wunderbare Doktrin von Paradies, Sündenfall, Erlösung, Rechtfertigung durch den Glauben. Unser Leben, das für uns doch das Realste ist, gilt der Kirchenlehre nur als armseliges Scheinleben, als Vorbereitung auf ein zukünftiges, seliges Dasein, als verderbtes Ueberbleibsel eines vergangnen paradiesischen Daseins. Hier sind wir nur in einer schlechten Herberge, hier regiert das Böse, hier müssen wir nur wachen und beten, daß wir das wahre Leben nach dem Tode nicht verpassen. Was sollen wir uns viel um irdischer Ideale willen mühen, da die Erde doch immer ein Jammerthal bleibt? Nachdem Adam einmal gefallen ist und Christus die Menschen wieder erlöst hat, giebt es für uns kein andres Heil, als an diesen Sündenfall, diese Erlösung und die Gnade Gottes zu glauben.

Die meisten Gebildeten glauben aber längst nicht mehr an Sündenfall, Erlösung und Rechtfertigung durch den Glauben. Warum befolgen denn sie nicht Christi Gebote, die doch das goldne Zeitalter herbeiführen würden? Weil sie in eben so grobem Aberglauben verstrickt sind wie die Kirchenleute. Auch sie suchen die Erlösung außerhalb unsers eignen Denkens und Handelns und leben dahin in dem naiven Glauben, daß sich vorläufig in unserm Dasein nicht viel bessern läßt, daß aber den historischen, soziologischen und andern Gesetzen nach unser Leben von selbst einmal ein sehr gutes werden wird, nachdem wir sehr lange schlecht gelebt haben.

Das Dogma des Falles und der Erlösung des Menschen verhüllte vor den Menschen das wichtigste Gebiet menschlicher Thätigkeit, indem es aus dem ganzen Gebiete menschlichen Wissens das Wissen dessen ausschloß, was der Mensch thun soll, um selbst glücklicher und besser zu werden. Wissenschaft und Philosophie, im Glauben, feindlich gegen das Pseudochristentum zu handeln, und sich dessen sogar rühmend, arbeiten nur für dieses. Wissenschaft und Philosophie behandeln alles, was ihr wollt, nur nicht die Frage, wie der Mensch besser werden und besser leben soll. Das, was man Ethik, Sittenlehre nennt, ist aus unsrer pseudochristlichen Gesellschaft gänzlich verschwunden. [Tolstoi schreibt dies 1884, seitdem ist ja eine kleine Besserung erfolgt. Uebrigens hat er ja immer in erster Linie die orthodoxe Kirche seines Vaterlands vor Augen.]

Die religiösen und philosophischen Lehren aller Nationen, mit Ausnahme der philosophischen Lehren der pseudochristlichen Welt, alle, die wir kennen: das Judentum, die Lehre des Konfuzius, der Brahmanen, der Buddhisten, der griechischen Weisen — alle Lehren haben den Zweck, die Menschen darüber aufzuklären, wie sie ihr Leben zu gestalten haben, wie jeder darnach streben soll, sich und sein Leben zu bessern. . . . Der Vernunft zu folgen zur Erreichung der Glückseligkeit, darin bestand stets die Lehre aller wahrhaften Lehrer der Menschheit, darin beruht die ganze Lehre Christi. . . . Vor und nach Christus sagten die Weisen dasselbe: daß im Menschen ein göttliches Licht lebt, das vom Himmel kommt, und daß dieses Licht die Vernunft ist; daß man ihm allein dienen und in ihm allein das Heil suchen müsse. Das sagten die Lehrer der Brahminen, die hebräischen Propheten; das sagten Konfuzius, Sokrates, Mark Aurel, Epiktetes. . . . Und plötzlich haben wir nach dem Dogma der Erlösung erkannt, daß es gar nicht nötig ist, über dieses Licht im Menschen zu sprechen, noch daran zu denken. Daran muß man denken, sagen die Gläubigen, welches Wesen den Personen der Dreieinigkeit eigen ist, welche Sakramente vollzogen werden müssen und welche nicht; denn die Erlösung der Menschen wird nicht durch unsre Bemühungen herbeigeführt werden, sondern nur durch die Dreieinigkeit und die regelmäßige Vollziehung der Sakramente. Man muß daran denken, sagen die Ungläubigen, nach welchen Gesetzen das unendlich kleinste Teilchen der Materie seine Bewegung im unendlichen Weltraum in unendlicher Zeit vollführt; daran aber, was die Vernunft des Menschen zu seinem Heile verlangt, braucht man nicht zu denken, denn die Verbesserung des Zustandes der Menschen wird nicht durch sie herbeigeführt werden, sondern durch allgemeine Gesetze, die wir entdecken werden. . . .

Wenn nur die Menschen aufhören wollten, sich zu Grunde zu richten und zu erwarten, daß irgend jemand komme und ihnen helfen werde: sei es Christus in den Wolken mit Posaunenstimme oder ein historisches Gesetz oder ein Differential- oder Integralgesetz der Kräfte. Niemand wird helfen, wenn wir uns nicht selber helfen. Nicht einmal uns zu helfen haben wir nötig. . . . Wir sollen nur aufhören, uns zu Grunde zu richten.

Geben wir nun Tolstoi zu, daß eine allgemeine Befolgung der Gebote Christi allerdings die Welt in das vollkommenste Utopien verwandeln würde, dann steht vor uns die schwierige Frage: soll der Einzelne aber jetzt schon, wo ganz andre Gesetze und Anschauungen herrschen, diesen Geboten gehorchen? Soll man Gott mehr gehorchen als den Menschen, oder soll man mit den Wölfen heulen? In der Theorie stellt man sich gewiß lieber zu Gott als zu den Wölfen; wenn im wirklichen Leben aber die Wölfe nahe sind und Gott ferne scheint, dann denkt man leicht: Gott kann nicht wollen, daß ich mein Leben verderbe und zerstöre.

Darauf würde uns Tolstoi antworten: Dieses persönliche Leben hat keinen Wert, keinen Sinn. Jeden Augenblick schwebt über uns der Tod. Dieses persönliche, zeitliche Leben mit seinen Idolen: Macht, Reichtum, Ruhm, Wollust, müssen wir verachten und preisgeben; wir müssen nicht so thöricht sein wie jener Mann im Gleichnis, der in großen Scheunen sammelte und nun genießen wollte, aber Gott sprach zu ihm: Du Narr, diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern. Wir müssen vielmehr unsre Ansicht vom Leben ganz umgestalten.

Das wahre Leben ist nur das, das das vergangne Leben [früherer Geschlechter] fortsetzt und zum Heile des gegenwärtigen und des zukünftigen Lebens beiträgt. Um Mitgenosse eines solchen Lebens zu sein, muß der Mensch sich von seinem Willen lossagen, den Willen des Vaters

zu erfüllen, der das Leben dem Menschensohne gegeben hat. Der Knecht, der seinen eignen und nicht seines Herrn Willen thut, bleibt nicht ewiglich im Hause des Herrn; nur der Sohn, der des Vaters Willen erfüllt, bleibt ewiglich darin. . . . Die Erfüllung des Willens Gottes ist das ewige Leben. . . . Während Christus die persönliche, fleischliche Auferstehung ableugnet, erkennt er eine Wiederherstellung des Lebens darin an, daß der Mensch sein Leben in Gott überträgt. Christus lehrt die Erlösung vom persönlichen Leben und legt diese Erlösung in die Erhöhung des Menschensohnes und in das Leben in Gott. . . . In sich selbst personifizirt Christus den Menschen, der sich zur Sohnschaft Gottes bekennt. . . . Christus stellt dem persönlichen Leben nicht das Leben im Jenseits entgegen, sondern das allgemeine, mit dem gegenwärtigen, vergangnen und zukünftigen Leben der ganzen Menschheit verbundne Leben, das Leben des Menschensohnes. . . .

Jede Vorstellung eines persönlichen Lebens, das sich nicht auf Selbstverleugnung zu Gunsten andrer, zum Dienste der Menschheit, des Menschensohnes gründet, ist ein Trugbild, das bei der ersten Berührung mit der Vernunft verfliegt. Daran kann ich nicht mehr zweifeln, daß mein persönliches Leben untergeht, das Leben der ganzen Welt dagegen nach Gottes Willen fortbesteht, und daß nur meine innigste Vereinigung mit ihm mir die Möglichkeit der Erlösung giebt.

Und nun fragt sich Tolstoi, was er selber thun soll, nachdem er dies erkannt hat. Soll er leben wie alle, oder soll er es wagen, als Einsamer Christi Gebot zu erfüllen und sein Leben, wenigstens sein persönliches Leben, aufs Spiel zu setzen. Er braucht sich nicht mehr zu besinnen.

Indem ich so thue wie alle, handle ich sicher dem Heile aller Menschen entgegen, thue sicher das Gegenteil von dem Willen des Vaters des Lebens und bringe mich um die einzige Möglichkeit, meine verzweifelte Lage zu bessern. Wenn ich aber thue, was Christus mich zu thun lehrt, setze ich das fort, was gute Menschen vor mir gethan; ich trage zu dem Heile aller jetzt lebenden Menschen bei und derer, die nach mir leben werden; ich thue das, was der von mir verlangt, der mich geschaffen hat, und was mich allein erlösen kann. . . .

Ob ich mehr Verdruß haben, ob ich früher sterben werde, wenn ich Christi Lehre befolge, das schreckt mich nicht, das kann nur für den schrecklich sein, der nicht sieht, wie sinnlos und verderblich sein persönliches, einzelnes Leben ist, und der sich einbildet, daß er nicht sterben würde. Ich aber weiß, daß mein Leben um eines persönlichen, einzelnen Glückes willen die größte Thorheit ist, und daß ich nach diesem zwecklosen Leben ganz gewiß nur einen zwecklosen Tod haben werde. Und deshalb habe ich nichts zu fürchten. Ich werde ebenso sterben wie alle, ebenso wie die, die Christi Lehre nicht erfüllen; aber mein Leben und Tod werden einen Sinn haben für mich sowohl wie für alle. Mein Leben und mein Tod werden zur Errettung und zum Leben andrer beitragen — das eben ist das, was Christus lehrt.

4. Ist Christi Last schwer oder leicht? Christus sagt, sein Joch sei sanft und seine Last leicht; wenn das die Menschen glaubten, würden sie ihm folgen. Sie glauben aber, es werde von ihnen eine strenge Askese und ein freiwilliges Märtyrertum verlangt, wozu sie doch gar keine Neigung haben. Tolstoi führt nun in starken Strichen aus, daß Christi Gebote in der That eine Erleichterung und Erlösung bedeuten. Die Gebote der Welt machen uns unglücklich, während Christus uns gerade lehrt, wie wir uns von unsern Trübsalen befreien und glücklich leben sollen.

Schau in dich und um dich. Du bist oft betrübt und voll Angst gewesen: war es um der Lehre Christi willen oder der Lehre der Welt willen? Tolstoi meint, sein ganzes früheres Leben sei ein Martyrium gewesen, weil er geglaubt hatte, sich den Ordnungen und Sitten der Welt fügen zu müssen, und dabei war er doch, der reiche Graf, der berühmte Dichter, ein ausnahmsweise „glücklicher“ Mensch gewesen.

Gehet heran an einen Menschenhaufen, namentlich städtischer Leute, und blicket in diese erschöpften, erregten und kranken Gesichter und gedenkt dann eures eignen Lebens und des Lebens der Leute, aus deren Vergangenheit euch zufällig einige Einzelheiten bekannt geworden sind; erinnert euch jener gewaltsamen Todesfälle, erinnert euch der Selbstmorde, von denen ihr vernommen habt, und fragt euch: weshalb alle diese Qualen des Todes, woher diese Verzweiflung, die zum Selbstmorde geführt hat? Und ihr werdet sehen, daß neun Zehntel der menschlichen Leiden um der Lehre der Welt willen erduldet werden, daß alle diese Leiden unnütz sind und gar nicht zu sein brauchten, daß die Mehrzahl der Menschen Märtyrer der Lehre der Welt sind. . . .

Suchet unter diesen Leuten, vom Armen bis zum Reichen, und findet einen Menschen, dem das, was er erwirbt, hinreicht zu dem, was er für notwendig, für unentbehrlich hält nach der Lehre der Welt, und ihr werdet sehen, daß ihr nicht Einen unter Tausenden finden werdet. . . . Alle müssen mehr und mehr ihr ohnehin belastetes Leben durch neue Mühen beschweren und ihre Seele vollständig der Lehre der Welt hingeben. Heute hat er Rock und Galoschen erworben, morgen Uhr und Kette, übermorgen eine Wohnung mit Sofa und Lampe, darauf Teppiche in vier Gastzimmer und Sammetkleider, dann ein Haus, Pferde, Bilder

in Goldrahmen, dann — erkrankt er aus Ueberanstrengung seiner Kräfte und stirbt. Ein andrer setzt dieselbe Arbeit fort und opfert sein Leben demselben Moloch und weiß gleichfalls selbst nicht, wozu er das alles gethan hat.

Während dieser Sisyphusarbeit ist der Mensch aber auch nicht glücklich. Wer nach der Lehre der Welt leben will, muß die Hauptbedingungen des irdischen Glückes unerfüllt lassen. Welche sind diese? Erstens ein Leben, in dem die Beziehungen des Menschen zu der Natur aufrecht erhalten bleiben, d. i. ein Leben unter freiem Himmel, bei Sonnenlicht und freier Luft; Gemeinschaft mit der Erde, mit Pflanzen und Tieren. Zweitens Arbeit, und zwar angenehme und freie Arbeit, besonders physische Arbeit, die Appetit und festen, beruhigenden Schlaf giebt. Drittens Besitz einer Familie, das Haben und eigne Erziehen von Kindern; Kinder, die man zuerst der Amme und der Kinderfrau, sodann der Bonne und der Gouvernante oder den Staatserziehern abgiebt, sind nur halb unsre Kinder. Viertens eine freie, freundliche Gemeinschaft mit allen verschiedenartigen Menschen der Welt, fünftens Gesundheit und ein schmerzloser Tod. Zum vierten Punkte meint Tolstoi:

Dem Bauer und seinem Weibe steht die Gemeinschaft mit der ganzen Welt offen, und wenn eine Million Menschen mit ihm nicht in Gemeinschaft treten will, so bleiben ihm noch achtzig Millionen ebensolcher arbeitender Menschen wie er, mit denen er von Archangelsk bis Astrachan, ohne Visiten und Vorstellungen abzuwarten, sofort in die nächste brüderliche Gemeinschaft tritt. Für den Beamten und für den Kaufmann und ihre Frauen giebt es Hunderte von Ihresgleichen; die Höhern aber lassen sie nicht zu sich heran, und die Niedrigeren sind alle von ihnen abgeschnitten. Für den reichen Weltmann und seine Frau giebt es einige zehn, zwanzig, fünfzig weltliche Familien; alles Uebrige ist von ihnen abgeschnitten. Für den Minister und den Millionär mit ihren Familien giebt es vielleicht zehn ebenso hochgestellte oder reiche Leute wie sie. Für Kaiser und Könige wird der Kreis noch enger. Ist denn das nicht eine Kerkerhaft, bei der der Gefangne die Möglichkeit der Gemeinschaft nur mit zwei, drei Gefangnen hat?

So kommt Tolstoi zu dem Schlusse, daß auf einen Märtyrer Christi tausend Märtyrer der Lehre der Welt kommen, deren Leiden hundertfach schrecklicher sind. Christus lehrt, weil er die Verderblichkeit der Lehre der Welt erkannt hat, daß man sich ganz von ihr befreien solle; er lehrt die Menschen, keine Thorheiten zu begehen. Man folgt dem ersten besten Menschen in Epauletten, der uns in den Krieg gehen heißt; wie eine Herde Ochsen werden die Soldaten zur Schlachtbank geführt, sie sterben vor Kälte und Hunger und ansteckenden Krankheiten, bis sie unter die Kugeln kommen und selber andre Menschen töten. Sie wissen nicht, was das für einen vernünftigen Sinn hat, aber sie gehen ins Feuer. Und morgen pfeift wieder irgend jemand, und wieder gehen alle zu entsetzlichen Qualen, zum Tode und zum offenbaren Bösen. Aber wenn Christus, der für uns gestorben ist, den wir Gott nennen, sagt: Nimm dein Kreuz auf dich und folge mir! so folgt niemand.

Gewiß, auch Christus verlangt Anstrengungen und Opfer. Er verbietet uns namentlich, auf die Sicherung unsers Lebens durch Erwerbung von Besitz oder durch Gewalt gegen andre Menschen bedacht zu sein. Das scheint hart, aber haben wir denn irgendwelche Sicherheit, wenn wir nach der Lehre der Welt leben? Werden wir nicht vielleicht gerade darum erschlagen, weil wir uns mit der eignen Hand oder mit dem Gericht gegen einen Feind wehren? Kommen wir nicht vielleicht gerade wegen unsers Reichtums um? Sicherheit des Lebens und des Genusses ist auf Erden nicht möglich; die Güte Christi rät nur, das Unfindbare nicht zu suchen. Gewiß, der Jünger Christi wird arm sein und wird für andre arbeiten müssen. Aber ist das ein Unglück?

Arm, das heißt: er wird nicht in der Stadt, sondern auf dem Lande leben; er wird nicht zu Hause sitzen, sondern er wird arbeiten im Wald, im Felde, wird das Licht der Sonne, Erde, Himmel und Tiere sehen; wird nicht darüber grübeln, was er thun soll, um seinen Appetit zu reizen, und was er thun soll, um seine Verdauung zu befördern, sondern er wird dreimal am Tage hungrig sein; er wird sich nicht auf weichen Kissen wälzen und nachsinnen, wie er sich von der Schlaflosigkeit retten solle, sondern wird schlafen; wird Kinder haben, wird mit ihnen leben, wird in freier Gemeinschaft mit allen Menschen stehen, und was die Hauptsache ist, er wird nichts thun, was er nicht mag; wird nicht Furcht haben vor dem, was mit ihm geschehen kann. Krank sein, leiden, sterben wird er ebenso wie alle (darnach zu urteilen, wie Arme krank sind und sterben, haben sie es leichter als Reiche), aber ohne Zweifel

wird er glücklicher leben. Arm sein ist das, was Christus gelehrt hat. Er hat gesagt, daß es nur den Armen möglich sei, in das Reich Gottes einzutreten und auf Erden glücklich zu sein. . . .

Der Unterschied zwischen der Lehre Christi und der Lehre unsrer Welt über die Arbeit besteht darin, daß nach der Lehre der Welt die Arbeit ein besondres Verdienst des Menschen ist, worüber er mit andern rechnet und voraussetzt, ein Anrecht, um so größern Unterhalt zu besitzen, je größer oder vorteilhafter seine Arbeit ist. Nach der Lehre Christi hingegen ist die Arbeit eine notwendige Bedingung des Lebens des Menschen und die Nahrung ist deren notwendige Folge. Arbeit erzeugt Nahrung, und Nahrung erzeugt Arbeit. . . .

Der Mensch, der so thut, sagt Christus, ist der Nahrung wert, d. h. er wird gewiß Nahrung erhalten. Mit den Worten „Der Mensch lebt nicht, damit man ihn bediene, sondern damit er diene den andern“ stellt Christus den Grundsatz auf, der unzweifelhaft die materielle Existenz des Menschen sichert. . . . Je notwendiger er andern ist, um so gesicherter wird seine Existenz sein. . . . Jeder Mensch . . . lebt ja nur von der Arbeit andrer Menschen. Andre Leute haben ihn gepflegt, getränkt und aufgefüttert und pflegen, tränken und nähren ihn immerfort. Nach der Lehre der Welt aber zwingt der Mensch mit Gewalt die andern, daß sie fortfahren, ihn und seine Familie zu ernähren. Nach der Lehre Christi wird der Mensch gleichfalls von andern gepflegt, getränkt und ernährt; er zwingt aber die andern nicht, daß sie fortfahren, ihn zu pflegen, zu tränken und zu ernähren, sondern bemüht sich selbst, andern zu dienen, allen so nützlich wie möglich zu sein, und wird dadurch notwendig für alle. Die Menschen der Welt werden immer wünschen, den ihnen unnützen Menschen, der sie mit Gewalt zwingt, für seinen Unterhalt zu sorgen, nicht mehr zu ernähren, und bei der ersten Möglichkeit hören sie nicht nur auf, ihn zu erhalten, sondern töten ihn als vollkommen nutzlos. Immer aber, so schlecht die Menschen auch sein mögen, werden sie den für sie arbeitenden Menschen ernähren und pflegen. Wie also lebt man sicherer, vernünftiger und freudiger? Nach der Lehre der Welt, oder nach der Lehre Christi?

Das Schlußkapitel unsers Buches ist ein herrliches Glaubensbekenntnis. Er wiederholt darin nochmals seinen Glauben an die fünf Gebote Christi und zeigt, wie sie zu einer Umwertung aller Werte führen. Da Tolstoi für viele namentlich als Dichter der Kreuzersonate interessant ist, so sei hier verkürzt wiedergegeben, was er über Christi Verbot der Ehescheidung sagt:

Ueberzeugt aber, daß die wollüstige Begierde für mich ein Uebel ist, weiß ich jetzt auch, welche Versuchung mich früher dazu verleitet hat, und kann ihr deshalb nicht mehr verfallen. Ich weiß jetzt, daß die Hauptursache der Versuchung nicht darin liegt, daß die Menschen sich der Buhlerei nicht enthalten könnten, sondern darin, daß die Mehrzahl der Männer und Weiber von denen verlassen werden, mit denen sie sich zuerst verbunden hatten. . . . Wenn ich zurückdenke an das, was mich zur Buhlerei veranlaßt hat, sehe ich, daß außer jener sonderbaren Erziehung, bei der geistig und körperlich die wollüstige Begierde in mir erweckt und durch allen Scharfsinn des Verstandes gerechtfertigt wurde, die Hauptversuchung in meinem Verlassen jenes Weibes lag, mit dem ich mich zuerst verbunden, und in dem Zustande der Verlassenheit der Weiber, die mich umringten. Ich sehe jetzt, daß die Hauptmacht der Vereinbarung nicht in meiner Begierde lag, sondern in der Nichtbefriedigung meiner Begierde und den Begierden jener verlassenen Weiber, die mich umringten. Ich begreife jetzt die Worte Christi: Gott schuf im Anfang den Menschen als Mann und Weib, auf daß Zwei Eins sein sollten, und daß deshalb der Mensch das nicht trennen soll, was Gott vereint hat. . . . Was mir früher als das Beste erschien — ein verfeinertes, verschönertes Leben, eine leidenschaftliche, poetische Liebe, wie Dichter und Künstler sie preisen —, erschien mir jetzt schlecht und verächtlich. Gut hingegen erscheint mir ein arbeitsames, dürftiges, einfaches, die Begierden mäßigendes Leben. . . . Wenn ich auch jetzt im Augenblicke der Selbstvergessenheit einer wollüstigen Begierde erliegen kann, so kann ich, die Versuchung kennend, die mich zu diesem Bösen verleitet hat, ihr doch nicht mehr nachgeben, wie ich es früher gethan. Ich kann nicht physischen Müßiggang wünschen und suchen und ein verweichlichtes Leben, das in mir eine übermäßige Wollust anfachen würde; ich kann nicht jene die Begierden der Wollust entfachenden Vergnügungen suchen, wie Romane, Gedichte, Musik, Theater und Bälle, die mir früher nicht nur als unschädlich, sondern als sehr erhabne Vergnügungen vorgekommen waren. Ich kann mein Weib nicht verlassen, wissend, daß dies die erste Versuchung für mich, für sie und für andre sein würde. Ich kann nicht zu einem müßigen und behäbigen Leben andrer beitragen, kann nicht an jenen wollüstigen Vergnügungen, Romanen, Theatern, Opern, Bällen und dergleichen teilnehmen oder dergleichen selbst einrichten, Vergnügungen, die mir und andern Menschen als Fallen dienen. Ich kann nicht für die Ehe Reife zu einem ehelosen Leben anspornen; ich kann nicht zur Trennung von Mann und Weib beitragen; ich kann keinen Unterschied machen zwischen Verbindungen, die Ehen genannt werden, und denen, die nicht so genannt werden, und muß jede eheliche Verbindung, in der sich der Mensch einmal befindet, für heilig und verpflichtend halten.

Tolstoi unterliegt hier, wie in dem ganzen Buche, ja gewiß seiner Neigung zur Uebertreibung, aber der Spott, den man wohl zuweilen hört, so ein alter Herr könne leicht ein Tugendbold sein, ist sehr wenig am Platze. Wir haben gesehen, daß Tolstoi sich nicht plötzlich bekehrte, sondern sein Leben lang nach der wahren Erkenntnis suchte. Wir können auch nicht annehmen, daß jeder Mann von fünfundfünzig Jahren im geschlechtlichen Leben tugendhaft sei oder leicht sein könne. Und dann sahen wir ja auch, daß Tolstoi es in seinem ganzen Denken und Handeln gleich ernst nahm. Als er dieses Buch schrieb und sein Leben nach den darin ausgesprochnen Ueberzeugungen einrichtete, erfüllte er in der That Christi Gebot. Von seinem Eigentum nicht zu reden, das zu opfern ihm augenscheinlich viel leichter fiel als dem reichen Jüngling im Evangelium: er setzte auch Familie, Freiheit und Leben auf das Spiel. Es war nur einem Zufalle — der Abneigung des verstorbnen Zaren, Gewalt gegen ihn zu gebrauchen — zu danken, daß er für seine Nachfolge Christi nicht mit Kronstadt oder Sibirien oder dem Tode belohnt wurde. Solche Helden im Dienste Gottes sind zu spärlich, als daß wir über sie spotten oder wegen der Irrtümer, denen sie natürlich auch zuweilen verfallen, ihre ganze Lehre gering achten sollten.*) Bode

Die Wahrheit

Seit einem Jahre giebt Schrempf eine eigne Zeitschrift unter dem Titel „Die Wahrheit“ heraus, deren vierundzwanzig erste Hefte bereits zwei Bände füllen.**) Es lag ja nahe, daß der seines bisherigen Berufes beraubte Mann sich ein Organ schaffte, in dem ihm die Gelegenheit jederzeit gegeben ist, für seine Ueberzeugungen einzutreten und mit Gleichgesinnten eine ganz andre Fühlung zu gewinnen und zu behaupten, als dies durch die fernere Veröffentlichung immer neuer Broschüren und Vorträge möglich gewesen wäre. Für solche ephemere Kundgebungen würde auch gar bald das Interesse erloschen sein. Jene Zeitschrift aber scheint ihres Leserkreises sicher zu sein. Und wenn hierin die äußere Rechtfertigung des ganzen Unternehmens erblickt werden kann, so ist dessen innere Berechtigung so lange nicht fraglich, als Schrempf noch neue Anregungen und neue Gedanken zu bringen vermag. An solchen sind auch die bisher erschienenen Hefte reich genug. Und zunächst scheint sehr wenig Gefahr vorhanden zu sein, daß er sich bald ausgeschrieben haben könnte.

Aber eben auf Schrempfs Schultern ruht auch wesentlich das ganze Unternehmen. Von seinen ständigen Mitarbeitern, falls man von solchen schon mit Bestimmtheit reden kann, ist ihm selbst doch keiner ebenbürtig, wenn auch einige von ihnen seine Art anscheinend zu kopiren suchen. Namhafte Schriftsteller haben sich dagegen bisher nur erst durch vereinzelte Beiträge an der Zeitschrift beteiligt, so die Philosophen Julius Baumann und Theodor Ziegler, und auf gegebne Veranlassung hin haben sich auch Eberhard Nestle und Moritz v. Egidy in der Wahrheit vernehmen lassen.

Es hätte wohl nicht befremdet, wenn Schrempf auch in seiner Zeitschrift die bekannten Konflikte besprochen hätte, die er mit der württembergischen Landeskirche erlebt hat. Aber es ist gewiß nur von Vorteil für sein Unternehmen gewesen, daß er so charaktervoll war, dies zu unterlassen. Er ist nicht in den Fehler verfallen, durch den einst Michael Baumgarten seine Sache auch solchen, bei denen er im allgemeinen auf Sympathie rechnen durfte, schließlich nur verleidet hat. Selbst der von Schrempf als Nottaufe bezeichnete Handel, in dem sich, anders als in der mit seiner Absetzung erledigten Angelegenheit, meines Erachtens die Entscheidung des Konsistoriums nicht einmal unter dem kirchenrechtlichen Gesichtspunkte rechtfertigen läßt, ist in der Wahrheit unerörtert geblieben, obgleich er noch nicht geendigt war, als deren erste Nummern erschienen. So hat Schrempf seine Zeitschrift nicht dazu mißbraucht, in ihr einen persönlichen Kampf ums Recht zu führen. Wohl aber sind seine persönlichen Erlebnisse sehr deutlich als der subjektive Hintergrund erkennbar, auf dem sich die meisten seiner Erörterungen abheben.

Daß Schrempf seiner Zeitschrift den Namen „Wahrheit“

*) Hiermit schließt diese Artikelreihe. Einige neuere Sachen von Tolstoi werden späterhin noch besprochen werden. D. H.

**) Vgl. „Kirche oder Sekte?“ in Nr. 5 dieses Jahrgangs. Obiger Artikel ist Anfang November eingegangen.

gegeben hat, entspricht durchaus den Bestrebungen, auf die es ihm vor allem ankommt. Die Wahrheit, sagt er selbst (Bd. 1, S. 25), nenne er die Zeitschrift:

weil nur das Streben nach unbedingter Wahrheit in jedem Sinne des Wortes, nach Naturwahrheit, nach Wahrheit des Denkens und Redens, nach Wahrheit des sittlichen Handelns in Zeiten wie den unsern den Einzelnen vor Befleckung und Verkrüppelung bewahren kann. Selbstverständlich kann er [der Herausgeber] aber seine Aufgabe nicht darin sehen, dem Leser die Wahrheit als etwas Fertiges zu geben, ihn zu bestimmten Entschlüssen anzutreiben; er hat im Gegenteil weder den allgemeinen Glauben, daß die Wahrheit jemals objektiv sicher und fertig sei, noch die spezielle Anmaßung, daß er sie so habe und weitergeben könne. So kann er vielmehr andern nur Anregung und Veranlassung geben wollen, selbst zu denken, sich selbst zu bestimmen — sich selbst zur Wahrheit zu erziehen.

Diese alleinige Rücksicht auf die Wahrheit ist es auch, die in den meisten Ausführungen Schrempfs den durchschlagenden Gesichtspunkt bestimmt. So meint er einmal (Bd. 1, S. 215), zu reformiren gäbe es in den reformatorischen Kirchen genug:

Der Begriff des Glaubens ist vorsichtiger zu fassen, der des Bekenntnisses vollständig umzubilden; die Kirche muß außer dem Reden auch das Arbeiten lernen; es müssen Gesetze dafür gefunden und durchgeführt werden, wie Personen, die sich je auf ihr Gewissen stellen und gegebenenfalls berufen, in Ordnung mit einander leben können.

Aber nötiger als ein Reformator, wie ja manche auf einen solchen hoffen, wäre es, daß jeder, der ein Verständnis von der Freiheit eines Christenmenschen haben will, die ihm von der Kirche selbst auferlegte Pflicht gewissenhaft erfüllte.

Denn es ist jedem evangelischen Christen Augsburgischer Konfession durch das Grundbekenntnis seiner Kirche (Augsb. Konf., Art. 28) auferlegt, nötigenfalls auch gegen Kirchenordnung und Kirchenregiment über der Freiheit seines Gewissens und der Reinheit seines evangelischen Glaubens zu wachen. Wer das nicht thut, erfüllt seine kirchliche Pflicht nicht. (217)

Dann heißt es weiter:

So erlaube ich mir also als meine Meinung auszusprechen, daß wir in unsrer evangelischen Kirche nicht sowohl eine „Reformation" und einen „Reformator" brauchen, als vielmehr ein bischen mehr evangelischen Glauben und evangelische Gewissenhaftigkeit, die man ganz wohl schon auf Grund der bestehenden Verhältnisse haben kann. Ja ich kann sogar die Frage nicht unterdrücken, ob nicht mancher, der so sehnsüchtig nach dem „Reformator" ausschaut, sich bloß jemand wünscht, der ihm die Kastanien aus dem Feuer holte, damit er sie dann behaglich verzehren könnte. Kommt der „Reformator" einmal, so möchte ich ihn zum voraus bitten, so thöricht nicht zu sein. Eine bessere Kirche werden doch nur die bilden, die bereit sind, unter Selbstverleugnung jetzt und immer wieder an der Besserung der Kirche zu arbeiten. Der „Reformator" würde sich das Material für seinen Kirchenbau bloß selbst verderben, wenn er es andern ersparen wollte, selbst unter Leiden an dem Umbau der Kirche mitzuarbeiten.

Dieselbe Aussicht auf eine in der Zukunft mögliche Reformation der Kirche wird in einem Aufsatz „Von Synoden" berührt (Bd. 1, S. 321 ff.). Hier bezeichnet Schrempf die synodale Kirchenverfassung ebenso wie das Papsttum und das Landesbischoftum und was damit zusammenhänge als eine kirchliche Anleihe bei einem Gemeinwesen ganz andrer Art, dem Staate. Daß diese Verfassungsformen einst relativ notwendig gewesen und dies vielleicht auch jetzt noch sind, bestreitet er nicht. Aber er meint doch, „daß der eigentümliche Geist Christi sich auch seinen eigentümlichen Leib schaffen könnte und sollte, dessen Stoffwechsel und Wachstum nach seinen besondern Gesetzen vor sich ginge." Denn mit der bisherigen, von der Rechtsgemeinschaft entlehnten Organisation der christlichen Kirchen könne sich doch niemand zufrieden geben, der sich wirklich nach sittlicher und religiöser Gemeinschaft sehne.

Sein ganzes Sinnen und Trachten muß darauf hinzielen, eine Form des Gemeinschaftslebens zu finden, die ihn in der eigenen Vergeistigung positiv förderte und ihm die Möglichkeit und Anregung gewährte, was er sich geistig erarbeitet hat, andern geistig mitzuteilen. Ich bilde mir nicht ein, diese Form zeichnen, geschweige denn eine richtig geformte Geistesgemeinschaft ins Leben rufen zu können. Habe ich etwas voraus, so ist es vielmehr dies, daß ich lebhafter, vielleicht mit nervöser, krankhafter Lebhaftigkeit empfinde, wie viel mir persönlich dadurch abgeht, daß ich mich von solcher Gemeinschaft nicht getragen fühle. Auch an diesem Aufsatz . . . . ist das Wesentliche für mich nur das, daß ich der Sehnsucht nach einer mich tragenden Geistesgemeinschaft Ausdruck gebe, der ich mit Freuden dienen könnte, und die ich eben nicht habe. Es ist ja nun eigentlich nichts, nur eine solche Sehnsucht auszusprechen; und doch könnte dies dazu dienen, daß sie auch in andern erwache oder lebhafter sich entflamme — und so könnte dem vorgearbeitet werden, der sie einmal zu befriedigen vermag.

Schrempf hat eine sehr richtige Selbsterkenntnis, wenn er sich nicht für berufen und befähigt hält, eine nach seiner Meinung richtig geformte Geistesgemeinschaft zu bilden. Und daß er dies thatsächlich nicht würde leisten können, auch wenn er es versuchte, das scheint mir durch zwei Gründe, die allerdings eng mit einander zusammenhängen, bedingt zu sein. Der eine Grund ist subjektiver Art. Bei aller seiner Begabung und Energie ist Schrempf doch keine unmittelbare impulsive und einfache Natur. Die ihm wichtigsten Ueberzeugungen und Bestrebungen, für die er zwar mit Mut und Kraft und dazu in verständlicher gewandter Form eintritt, sind viel zu sehr Ergebnisse der Reflexion, und zwar einer Reflexion, der man es deutlich genug anmerkt, wie sie nicht nur aus den vielfältigsten Zweifeln des Verstandes heraus geboren ist, sondern wie sie auch ihr eignes Recht und ihren eignen Wert aus dieser ihrer skeptischen Art herleitet. Mit Gedanken und Ansprüchen von solcher Herkunft kann man nun wohl andern Menschen mannigfache Anregungen geben und sie zum Guten oder Bösen anreizen, man kann damit auch gegen sie ankämpfen oder sie erbittern, aber die Herzen nachhaltig zu erwärmen und zu begeistern, dazu reichen derartige Mittel nicht aus. Wenn Schrempf noch immer gelegentlich die Wirklichkeit Gottes als eine Hypothese behandelt (z. B. Bd. 2, S. 119), obgleich er es gewöhnlich mit dieser Annahme doch nicht so ernst zu nehmen scheint, dann kann er sich auch nicht wundern, daß die religiös interessirten Kreise in der Kirche, auf die er doch am liebsten einwirken möchte, seinen Forderungen zum großen Teil ablehnend gegenüberstehen bleiben. Oder wenn er alles, was dem harmlos seinen einfachen Pflichten lebenden Menschen wichtig ist, die Liebe, die Berufsthätigkeit, den Erfolg, den Mißerfolg und dergleichen für einen Traum ausgiebt, der teils anmutig oder beängstigend, teils ruhig, besonnen und sehr ernsthaft sei, und wenn er dann die Idee der Wiedergeburt in den Gedanken umdeutet, daß der Mensch aus seinem Traumleben zu einer Klarheit über sich selbst aufwache (Bd. 1, S. 92), so mögen solche mit Selbstüberhebung nur gar zu sehr vermischte Reflexionen wohl bei prinzipiell Unzufriednen, die auf ihre Unzufriedenheit sich noch dazu etwas zu gute thun, einigen Beifall finden, aber Menschen von unverbildeter Gemütsart wird es stets schwer begreiflich sein, wie jemand etwa folgende Sätze hat schreiben können:

Ja, Jugend ist schön, und naiver Glaube an sich selbst und unmittelbare Frische des Gefühls und aufflammende Glut des Begehrens; es ist schön, ein natürlicher, wohlgeborner Mensch zu sein. Aber größer ist es, in seinen gewissesten Gedanken immer wieder vom Zweifel überfallen, in seinen wärmsten Gefühlen mit einem kalten Bade übergossen, in seinen liebsten Wünschen enttäuscht, gerade im stolzesten Selbstgefühl verletzt zu werden, sich so immer wieder den Tod durch die Adern rinnen zu lassen, um dann, wiedergeboren, als wirklicher „Geist" jedem Schrecken trotzen zu können, zu jedem Kampfe willig und fähig zu sein. (S. 100)

Gewiß ist es größer als das ruhig dahingleitende Leben einer einfachen gesunden Seele, wenn jemand, durch die Schicksale erzogen, schließlich imstande ist, jedem Schrecken zu trotzen. Und das Vorbild einer solchen geistigen Größe haben wir ja alle in Jesus Christus vor uns. Aber so wenig man diesem nachsagen kann, daß er „in seinen gewissesten Gedanken immer wieder vom Zweifel überfallen" worden ist, so wenig kann die Skepsis überhaupt als Erfordernis geltend gemacht werden, damit jemand durch jene von Schrempf gerühmte Art von Wiedergeburt hindurch zu einem „wirklichen Geiste" werde. Vielmehr lähmt, wenn auch vielleicht nicht bei Schrempf selber, so doch in den meisten Fällen der Zweifel das thatkräftige Gottvertrauen und Selbstvertrauen, ohne das man weder der feindlichen Welt gegenüber sich aufrecht zu erhalten, noch den sittlichen Aufgaben nachzustreben vermag, die doch auch Schrempf so überaus wichtig sind.

Aber die persönliche Hochschätzung alles Zweifelns ist bei Schrempf durchaus nicht etwa zufällig. Sie ist nur die Kehrseite seines höchsten Ideals, der Wahrheit. Und daß Schrempf nicht nur seine Zeitschrift nach diesem Ziel seines Strebens genannt hat, sondern in allererster Linie auch immer nur Wahrheit erstrebt wissen will, das ist der andre Grund dafür, daß es ihm folgerichtigerweise nicht in den Sinn kommt, als Reformator auftreten oder gelten zu wollen. Denn das Streben

nach Wahrheit und nur nach Wahrheit kann überhaupt niemals als der Weg gedacht werden, der im praktischen Leben unter allen Umständen eingeschlagen werden müßte. In der Theorie, in der Wissenschaft, da ist allerdings die Wahrheit das höchste Ziel und die Wahrhaftigkeit die herrlichste Tugend. Dennoch führt der Gang der wissenschaftlichen Arbeit notwendig stets durch Irrtum zur Wahrheit und durch ungewisses Probiren und zu erprobende Hypothesen zur Erkenntnis, die aber doch auch so niemals als abgeschlossen gelten kann, da sie stets wieder durch neue Erkenntnisse überboten werden wird.

Für das praktische Leben aber ist das, was in der Wissenschaft die richtige Methode ist, ein schwerer Fehler. Die Wissenschaft kann es ertragen, daß immer wieder von andern Voraussetzungen aus der ihr gegebne Stoff von neuem bearbeitet wird. In der Praxis bedarf es indessen eines stetigen besonnenen Fortschritts und einer gewissen schwerfälligen Vorsicht gegenüber den neuen und oft nur vermeintlichen Ergebnissen der Wahrheitserkenntnis, wenn nicht eine Verwirrung der andern folgen und ein unübersehbares Chaos der widerstreitendsten Bestrebungen geschaffen werden soll. Wie schädlich hat doch in dieser Hinsicht die überstürzte und voreilige Popularisirung und praktische Verwertung aller möglichen unfertigen Erkenntnisse der Wissenschaft gewirkt, von der die Geschichte der letzten Menschenalter so unglaublich viel zu erzählen weiß! Da ist der verderbliche Erfolg derselbe, ob nun das Straußsche Leben Jesu für das deutsche Volk oder ob das Kochsche Tuberkulin die Köpfe der Laien und oft auch die der sogenannten Sachverständigen verdreht. Wie denkt sich denn aber Schrempf die Einwirkung seiner populären Zeitschrift auf die verschiedensten Kreise ihrer Leser, die, ob sie nun reif oder unreif sind, in jedem Falle an seiner jeweiligen Wahrheitserkenntnis teil nehmen sollen und vielleicht noch mancherlei Wandlungen mit ihm durchmachen müssen? Indem er eben das Streben nach Wahrheit allen andern Rücksichten voranstellt, verfügt er über keine deutlich kundgegebne Richtschnur, durch die er feststellen könnte, in welchem Maße es sittlich gerechtfertigt ist, seine Zweifel und seine momentanen Ansichten über die Wahrheit dem großen Publikum mitzuteilen.

Ist es aber einmal ziellos, das unbeschränkte Streben nach Wahrheit als Programm eines praktischen Unternehmens aufzustellen, so ist es ferner von dem auch von Schrempf eingenommnen Standpunkt des Christentums aus verkehrt, die formale Wahrheit und Wahrhaftigkeit als Prinzip des sittlichen Verhaltens überhaupt geltend zu machen. Wenn sich Christus bei Johannes (14, 6) zutreffend den Weg, die Wahrheit und das Leben nennt, so ist hier nicht die formale Wahrheit gemeint, die von der Wissenschaft in der Uebereinstimmung des Denkens mit dem ihm gegebnen thatsächlichen Sein in der Welt gesucht wird, sondern jene Wahrheit wird als erfüllt mit einem Inhalt gedacht, und dieser besteht darin, daß Christus das Leben und der Weg zum Leben ist. Das aber ist er wegen seiner auch bei Johannes so nachdrücklich hervorgehobnen Liebe und wegen des Liebe zeugenden Werks seiner Liebe an der sündigen Menschheit. Daher hat denn im Christentum keine andre Wahrheit einen Anspruch auf Geltung, als die, die von Liebe getragen ist und sich in den Dienst der Liebe stellt. So schärft auch der Epheserbrief (4, 15) nicht etwa die Pflicht ein, ohne weiteres wahrhaft zu sein, sondern vielmehr in Liebe die Wahrheit zu reden. Also die Liebe bestimmt nach christlicher Anschauung die Grenzen, innerhalb deren allein auch die Wahrhaftigkeit Pflicht ist. Wo aber diese mit der Ausübung der Liebe in Widerstreit kommt, da hat sie nach christlichen Grundsätzen kein sittliches Recht.

Ein Mitarbeiter von Schrempf giebt dies auch einmal direkt zu. „Wir lügen mit Recht,“ sagt er, „um ein Menschenleben zu retten. Wir lügen da nicht, wir retten.“ (Bd. 2, S. 147.) Damit weist er klar und einleuchtend auf die Grenzen hin, innerhalb deren allein der von ihm gerade besprochne kategorische Imperativ, der ja auch nichts weiter als eine absichtlich aus lediglich formalen Reflexionen abstrahirte Regel ist, im wirklichen Leben Geltung haben kann. Kant ist nicht so einsichtig gewesen, indem er vielmehr auch um den Preis eines Menschenlebens die Pflicht der Wahrhaftigkeit rücksichtslos befolgt wissen wollte.*) Daß er freilich in der Praxis seines Lebens selbst einmal den zur absoluten Wahrhaftigkeit verpflichtenden kategorischen Imperativ als eine ihn gar nicht bindende Regel der Theorie behandelt hat, das zeigt seine unverhohlene Freude darüber, wie es ihm geglückt war, durch eine zweideutige Wendung dem Verlangen des Königs Friedrich Wilhelm II., daß er sich fernerhin aller öffentlichen Vorträge über die Religion enthalten sollte, scheinbar durchaus Genüge zu leisten, ohne daß er sich doch dadurch über die Lebenszeit des Königs hinaus gebunden hätte.**) Damit hat Kant freilich dem kategorischen Imperativ, aber nicht seinem richtigen sittlichen Gefühl zuwidergehandelt. Denn daß er seinem innern Beruf nicht überhaupt untreu werden wollte, auch über die Fragen der Theologie sich frei zu äußern, war ihm mit Recht wichtiger, als die unbedingte Aufrichtigkeit, an der doch wohl auch der König und sein Minister Wöllner nicht gezweifelt haben werden, als Kant ihnen mit einer Reservatio mentalis seinen vollkommensten Gehorsam versprach.

Will man jedoch im Sinne von Schrempf die Wahrhaftigkeit als die unbedingt maßgebende Pflicht hinstellen, so wird auch wohl der Apostel Paulus dem Vorwurf kaum entgehen, mindestens zur Heuchelei angeleitet zu haben, als er den Starken aus Rücksicht auf die Schwachen den Genuß von Fleisch und Wein in deren Gegenwart widerriet, den er in ihrer Abwesenheit unbedenklich gestattete (Röm. 14). Und was sollen wir gar von demselben Apostel denken, als er in Jerusalem das Reinigungsgelübde übernahm, das doch, mag er nun innerlich damit noch einen Sinn verbunden haben oder nicht, allein den Zweck haben konnte, vor seinen Verfolgern seine eigentlichen Ziele zu verdecken und sich ihren Nachstellungen zu entziehen? (Apostelgesch. 21, 23 ff.) An sich kann ferner niemandem eine Pflicht daraus gemacht werden, überhaupt zu reden, also auch nicht daraus, Wahres zu reden. Denn an sich kann man keinem verwehren, vielmehr zu schweigen, also auch das ihm bewußte Wahre zu verschweigen. Erst unter Voraussetzung bestimmter sittlicher Verhältnisse kann die Rede zur Pflicht werden, und wie weit diese Rede notwendig in jeder Beziehung wahr sein muß, das hängt von der Art des sittlichen Verhältnisses ab, in dem man gerade zu andern Menschen steht. So haben Eltern ihren unmündigen Kindern gegenüber keineswegs die Pflicht, auf alle möglichen von diesen gestellten Fragen in nackter Wahrheitsrede zu antworten. Wohl aber haben sie die Pflicht, ihre Kinder in aller Liebe zu guten Menschen zu erziehen, und darin liegt auch das Maß für die Wahrhaftigkeit, die sie ihnen gegenüber zu üben haben. Derselbe Fall liegt vor im Verhältnis des Lehrers zu seinen Schülern, des Arztes zu seinem Patienten, überhaupt jeder sittlichen Autorität gegenüber ihren irgendwie unmündigen Pflegebefohlnen. Andre Fälle ähnlicher Art sind schon mehrfach berührt worden.

Wir sehen, daß die Grenze zwischen pflichtmäßiger Wahrhaftigkeit und pflichtmäßigem Zurückhalten mit der vollen Wahrheit je nach dem sittlichen Verhältnis, in dem die einzelnen Menschen zu einander stehen, fließend ist. Das schließt nun zwar eine Menge von sittlichen Gefahren in sich, die sich daraus ergeben, daß man im einzelnen Falle die Grenze zwischen beiden Möglichkeiten nicht richtig zu ziehen imstande ist. Aber solche Gefahren umgeben überall das Gebiet des sittlichen Handelns. Wo liegt z. B. im einzelnen Falle die Grenze zwischen pflichtmäßiger Milde und pflichtmäßiger Strenge, oder zwischen pflichtmäßiger und pflichtwidriger Fürsorge für andre Menschen? Ueberall ist die Entscheidung schwer zu treffen, und wenn sie richtig ausfällt, so ist sie oft vielmehr eine That des sittlichen Takts als das Ergebnis grübelnder Reflexionen. Der sittliche Takt entsteht aber durch die gewohnheitsmäßige Ausübung der Liebe, die nicht das Ihre sucht und sich nicht bläht, wie oft das Streben nach unbedingter Wahrhaftigkeit.

*) Kant, Ueber ein vermeintliches Recht, aus Menschenliebe zu lügen. 1797. Sämtliche Werke, herausgegeben von Hartenstein. Bd. 7, S. 305 ff.

**) Kant, Der Streit der Fakultäten. 1798. A. a. O. S. 330, Anm.

Denn umgekehrt führt auch dieses sehr große sittliche Gefahren mit sich, wenn es sein Maß nicht in der Liebe sucht, sondern wenn es ohne alle Rücksicht auf diese höchste Pflicht auf eigne Faust seinen Raubbau treibt. Eng ist die Pforte und schmal der Weg, der zum Leben führt. Aber abseits dieses Weges liegen der Hochmut, die Lieblosigkeit, die Härte, die Menschenverachtung, die Verbitterung, die Ungerechtigkeit und die Splitterrichterei, die durch das bloß formale Streben nach der Wahrheit niemals ausgeschlossen sind, aber gar oft sich sehr gut damit vertragen. Wenn nun Schrempf so gern von sittlichen Notständen in der evangelischen Kirche redet, so sind solche ja gewiß in sehr hohem Grade vorhanden. Aber ihr Grund liegt vor allem in dem Mangel an Liebe, dessen wir alle, ein jeder in seinem Lebenskreise, schuldig sind, und in dem dadurch bedingten Mangel an Geduld mit den andern, die anders sind, als wir selbst. Der Mangel an Wahrhaftigkeit ist dabei nur eine Begleiterscheinung, aber nicht der Kern der Sache selbst. Und „sittlich bedenklich“ ist nicht etwa ein solches Verhalten, bei dem die formale Wahrhaftigkeit scheinbar zu kurz kommt, sondern bei dem die Uebung der Liebe außer Acht gelassen wird.

Es soll nun keineswegs geleugnet werden, daß auch Schrempf sehr oft, und zum Teil bei entscheidenden Punkten, nachdrücklich auf die Pflicht der Liebe zurückgreift. Unter diesem Gesichtswinkel steht z. B. seine allerdings nicht immer zutreffende Kritik des letzten Evangelisch-sozialen Kongresses (Bd. 2, S. 177 ff. 209 ff.). Namentlich würden seine bei dieser Gelegenheit vorgebrachten Einwendungen gegen den 16. Artikel der Augsburgischen Konfession (S. 212 f.), wenn sie konsequent entwickelt würden, zum ausgesprochnen Sektenwesen führen und das Wort, daß das Reich Gottes dem Sauerteig gleich sei, nur zu Schanden machen können. Dagegen sind manche andre Artikel von Schrempf sehr beherzigenswert und lehrreich. Ueberhaupt bringt dieser, wenn er sich in lediglich sachlichen Erörterungen bewegt, seine Gaben und Kenntnisse am glücklichsten zur Geltung. Um so mehr aber darf man ihm wünschen, wenn er in Zukunft wieder auf die ihm anstößigen kirchlichen Zustände und auf solche Richtungen und Behörden zu sprechen kommt, die ihn in seiner Art von Kampf dagegen nicht zu unterstützen vermögen, daß er dann seinen bisher oft galligen und nörgelnden Ton und die zuweilen bemerkbare Selbstüberhebung ablege, die ja nach seinen Erlebnissen psychologisch sehr wohl verständlich, aber darum doch weder beifallswert, noch gerade sehr geeignet sind, ihm selbst Vertrauen zu gewinnen und seine Bestrebungen zu empfehlen.

Otto Ritschl

Die alte Turmuhr

Wahrhaftige und erstaunliche auch erschröckliche aber doch tröstliche Beschreibung des Zustandes unsrer christlichen Glaubenslehre in den deutschen evangelischen Landeskirchen

Ein Sylvesterumblick

Es war einmal eine alte Uhr. Oben im Kirchturm stak sie, ganz nahe der Stelle, wo die Turmspitze begann. Schon einige hundert Jahre hindurch hatte sie Freud und Leid der Gemeinde mit ihren einförmigen Schlägen begleitet. Und immer an ihr hatte man gesehen, was jedesmal die Uhr geschlagen. Einige behaupteten, sie sei noch aus der ersten Zeit, und einer der ersten berühmten Uhrmacher habe sie gemacht; und darnach gaben sie ihr den Namen. Und die Gemeinde war stolz darauf und nannte sie darnach. Aber es gab keine sichern Dokumente dafür, und die gebildeten Leute im Ort bestritten es energisch. Im übrigen richtete jedermann sein Leben nach der alten Uhr ein, und jede Familie stellte ihre Hausuhr nach ihr.

Das Dorf lag in einem stillen Winkel abseit von der Straße. Aber einst war doch einer seiner Söhne in die Ferne gezogen. Er war ein Uhrmacher geworden. Als er zurückkam, überraschte er seine Landsleute mit der Nachricht, daß die Turmuhr bedeutend nachgehe. Er leitete daher auch den schon längst mit Kopfschütteln von manchen bemerkten Umstand her, daß die Sonne im Dorfe nicht nach dem Kalender auf- und niederging. Und er stellte den Antrag, daß die Uhr reparirt werden müsse.

Das war eine erregte Sitzung, in der dieser Antrag zur Verhandlung kam. Einige wiesen darauf hin, daß die Uhr der Stolz der Gemeinde sei, daß ihre Väter nach ihrem Schlag sich gerichtet hätten — das wollten sie auch thun. Andre äußerten Bedenken, ob das Werk eine Reparatur vertrage. Etliche gab es, die Zweifel hegten, ob nicht vielmehr die Kalender falsch seien und nicht die Uhr. Endlich erhob sich der Antragsteller.

„Werte Freunde,“ begann er, „auch ich teile euern Stolz auf dieses alte Erbstück unsers lieben Dorfes; auch ich habe sie so lieb als irgend einer unter euch. Zu meiner Eltern Hochzeit hat sie geschlagen. Sie schlug, als ich getauft ward. Ihr Schlag mahnte mich oft an die Arbeit. Ihre Stimme ertönte, als man mich einsegnete. Und jenes Morgens früh, als ich das Bündel auf dem Rücken und den Wanderstab in der Hand draußen an der Linde noch einmal mich wandte, da hörte ich ihre ehernen Schläge. Es war schon bedeutend später, als sie angab. Aber ich achtete nicht darauf. Ich verstehe eure Erregung vollkommen. Viele unter euch sind mir väterliche Freunde, die ich ehre, und denen ich um alles nicht weh thun möchte.

„Aber noch mehr! Ich bin neulich oben gewesen, um das Werk zu betrachten, und ich habe gefunden, daß wir mit Recht darauf stolz sein können. So ein altes Werk von so tüchtiger und gediegner Arbeit habe ich noch nicht gesehen. Ja, ich will es geradezu aussprechen: obwohl wir im Uhrenbau seitdem sehr vorgeschritten sind und vieles einfacher und besser herstellen können, habe ich doch an einzelnen Stücken etwas gelernt. Deshalb bin auch ich der Meinung, daß es schade sein würde, wenn das Werk entzweiginge. Und nun ist dies das Wichtigste, daß ich selbst die Bürgschaft für das Gelingen einer Ausbesserung nicht übernehmen mag.

„Aus diesen Gründen mache ich euch folgenden Vorschlag: Ich habe das Werk lange und genau beobachtet und habe ausgerechnet, wieviel Minuten es monatlich austrägt, was sie hinter der Sonnenzeit zurückbleibt. Erlaubt mir, daß ich eine Tafel am Fuß des Turmes aufstelle, da, wo jedermann vorbeigeht, auf der ich meine Berechnungen anbringe, sodaß jeder seine Uhr darnach in Ordnung bringen kann. Dann können wir die ehrwürdige Uhr unangetastet lassen und doch die rechte Zeit wissen.“

Dieser Vorschlag fand ungemeinen Beifall. Jedermann war erfreut über das bescheidne Auftreten des Mannes und die meisten auch über die glückliche Lösung. Selbst die, die an der Richtigkeit der Uhr gegen die Kalender festhielten, setzten keinen großen Widerstand entgegen. Nahezu einstimmig wurde der Vorschlag des Uhrmachers zum Beschluß erhoben.

Jetzt war der Friede wieder da. Die Tafel ward angebracht, und die Kinder lernten in den Schulen ihre Bedeutung. Die Uhren aber stellte man meist nach der Turmuhr. Nur in ganz wichtigen Ausnahmefällen berechnete man, was jetzt draußen in der Welt die Uhr sei.

So wäre es weiter gegangen, wenn nicht eine ganz unerwartete Aenderung eingetreten wäre, dadurch, daß das Dorf Bahnanschluß erhielt. Mit dem Bahnanschluß kamen auch Maschinen und Fabriken hin. Und da die fremden Arbeiter mit der Tafel nicht Bescheid wußten, so ergaben sich manche Unzuträglichkeiten, und auch manchen Spott über die alte Uhr hatten die Dörfler zu ertragen.

Mit der Zeit gewannen die Neuen einige Sitze im Rate, und als sie sich stark genug fühlten, war dies einer der ersten Anträge, die aus ihrer Mitte hervorgingen: die Reparatur der alten Turmuhr, die eine Schande für den Ort sei.

Das Wort „Schande“ entfesselte einen Sturm des Unwillens und gab das Signal zu einem heftigen Kampfe.

„Mit großem Bedauern — so nahm einer das Wort — haben wir Aeltern wohl alle den pietätlosen Ausdruck gehört, der eben gefallen ist! Mit tiefem Bedauern, sage ich, aber nicht mit Befremden! Denn was, meine Freunde, frage ich euch, was wäre ehrwürdig genug durch sein Alter, was gesichert genug durch das Herkommen von Väterzeiten her, daß es jenem bösen Geiste noch heilig wäre, der jetzt in unserm Orte herrscht? Und nun, meine Freunde, woran hat all dieses unbescheidne und ungezogne Wesen Ausgangs- oder Zielpunkt

bis jetzt gefunden, woran sich genährt und entzündet? An unsrer ehrwürdigen Turmuhr. Deshalb möchte ich einen doppelten Gegenantrag stellen: 1. daß jedes Mitglied des Rates verpflichtet wird, an seiner Stelle mit aller Kraft darauf hin zu wirken, daß unser Ortskleinod in Ehren gehalten wird. Mit dieser Verpflichtung wird am heutigen Tage begonnen, und Widerstrebende verlieren Sitz und Stimme. Zur Sicherstellung des Zwecks dieses Antrags, auch für die Zukunft, ist aber noch mehr nötig, nämlich eine planvolle zielbewußte Einwirkung auf die Jugend. Deshalb beantrage ich 2., daß a) gegen die Anstellung eines jeden Lehrers protestirt wird, der nicht die für die Ratsmitglieder giltig zu machende Verpflichtung auf sich nimmt, b) in den Schulplan aller Klassen eine Stunde wöchentlich eingeschaltet wird, deren Zweck wäre, den Kindern unser Ortskleinod lieb und wert und heilig zu machen. Ferner stelle ich zur Erwägung, ob nicht beim Bekanntmachen der Kinder mit der Tafel unten etwas vorsichtiger zu verfahren sein dürfte; es muß absolut verhindert werden, daß sie durch die Tafel auf den Gedanken kommen, die Uhr ginge falsch. Es muß ihnen klar gemacht werden, daß auf der Tafel nur dasselbe steht wie oben auf der Uhr."

Ein Hohnlachen von der linken Seite des Ratstisches folgte diesen Worten. „Ja, rief einer der Jungen, um das zu beweisen, wäre allerdings schon eine Extrastunde wöchentlich nötig. Uebrigens, fuhr er fort, nachdem er sich ordnungsmäßig zum Worte gemeldet hatte, bin ich dieser Unduldsamkeit der Alten gegenüber nicht mehr gesonnen, für meine Person an dem maßvollen Antrag einer Reparatur festzuhalten. Ich beantrage vielmehr, daß das Schandstück als altes Eisen verkauft wird. Einige Scheffel Schuhzwecken ließen sich noch daraus machen; so sind wir dann den Zankapfel los und verbessern obenein die Finanzen."

„Die jungen Herren scheinen sich sehr sicher zu fühlen," sagte langsam ein weißbärtiger Alter, indem er sich von seinem Sessel erhob. „Solchen Ausbrüchen der Neuerungssucht gegenüber fragt es sich, ob der vorher gemachte Vorschlag das Uebel tief genug an der Wurzel erfaßt. Zudem haben wir des Schulunterrichts schon jetzt zu viel. Folgendes ist mein Vorschlag: Ich habe neulich in der Schatzkammer unsers Kirchturms, jenem Orte, den die Unehrerbietigkeit unsrer Jugend eine »Rumpelkammer« zu nennen sich erlaubt, eine Uhr noch ehrwürdigerer Konstruktion aufgefunden, eine Sanduhr. Ich beantrage, daß nach ihr sich der Ort zu richten hat . . ."

„Aber die geht ja nicht mehr," wandte einer von den Alten selbst ein. Von der Linken erscholl lustiges Lachen, und die Rechte blickte verlegen auf ihren Redner.

„Das gerade ist ihr Vorzug," rief der mit erhobner Stimme. „Denn, meine Herren, woher all dieses rohe Wesen, all diese Verschlechterung der Sitten? Woher, als vom Fortschritt der Zeit! Euch frage ich, Genossen meiner Jugend, ob es damals erhört gewesen wäre, daß die Worte eines erfahrnen, erprobten Mannes von längst nicht halb so Alten verlacht worden seien? Euch frage ich, die ihr noch die gute Zeit kennt: War nicht alles besser? Gab nicht das Feld reichen Ertrag? Kaufte man das Fleisch nicht halb so billig? Heizten wir nicht besser mit Holz als jetzt mit Preßkohlen? Wo war der Rauch, der nun über uns lagert? Hat nicht damals der Mond uns sichrer und besser geleuchtet als jetzt die Gaslaternen? Wären wir am alten Flecke geblieben, so stünde es besser um uns. Deshalb beantrage ich die feierliche Aufrichtung der Sanduhr neben der Tafel am Fuße des Turmes."

„Und ich beantrage," rief es von links, „Turm und Tafel und Uhr und Rumpelkammer mitsamt niederzureißen und eine neue Uhr zu kaufen. Der Turm ist unwürdig, sie zu tragen, der zu so einem Zeichen der Reaktion gedient hat!"

„Und die neue Uhr, die hängst du wohl an einen Laternenpfahl, he?"

„Für die neue Uhr einen neuen Turm!"

„Ja, und die Mittel?"

Darauf wußte die andre Seite keine Antwort, und so gelang es einem, der bis jetzt geschwiegen hatte, zu Worte zu kommen. „Meine Freunde unter den Alten," sagte er, nach

rechts gewandt, „ihr wißt, daß ich das ehrwürdige Werkstück da oben lieb habe und in Ehren halte. Und ihr, meine jüngern Freunde, wißt, daß ich eure Bedenken teile. Trotzdem kann ich euerm Antrage nicht zustimmen, da ein altes über die Turmuhr von sachverständiger Seite abgegebnes Gutachten besagt, daß die Reparatur kaum ohne Gefahr für das sehr kunstvolle Werk zu machen sei. Nicht an eure Pietät wende ich mich, sondern an euern Nützlichkeitssinn. Mißlingt die Reparatur, so ist die vermutlich nicht geringe Summe weggeworfen, und es tritt außerdem der Zustand ein, daß wir statt einer nachgehenden aber immerhin brauchbaren Uhr gar keine haben. Denn, meine Freunde, den einfachsten Ausweg aus all dem Streit, eine neue Uhr anzuschaffen und auf der andern Seite des Turmes, die nach den neuen Straßen und nach dem Bahnhof zu liegt, zu befestigen, — den können wir nicht gehen, weil, wie ihr wißt, und wie vorhin sehr richtig einer ausrief, es uns durchaus an Mitteln fehlt. Deshalb bin ich dafür, die Verhandlung zu vertagen, bis unsre Mittel uns den von mir angedeuteten Ausweg zu gehen gestatten."

Dieser Antrag befriedigte auf keiner Seite. Man wollte prinzipielle Klarheit. Aber als man spät nachts auseinanderging, war der Vertagungsantrag ohne Beschluß zur Wirklichkeit geworden; und der Ort bessert seitdem an seinen Finanzen.

Y

Verschiedenes

(Theologische Wissenschaft und Sozialdemokratie) Wir möchten diesen Jahrgang nicht abschließen ohne ein Wort über den in manchen kirchlichen Kreisen so lebhaft gepflegten Vorwurf zu sagen, die theologische Wissenschaft unsrer Tage diene der Sozialdemokratie. Es ist die Art wissenschaftlicher Forschung, grundsätzlich gar nicht darnach zu fragen, wem die Arbeit dient oder nicht dient. Darin liegt ein hoher Idealismus, der Glaube, daß alle redliche Erkenntnisarbeit die Wahrheit fördern und damit dem Menschengeschlecht zum Segen sein müsse. Und zwar trotz der Fehlbarkeit, die solcher Arbeit anhaftet, und trotz der Irrtümer, die folglich ohne Unterbrechung mit unterlaufen. Diese Irrtümer sind dazu da, mit den Mitteln der nämlichen wissenschaftlichen Thätigkeit überwunden zu werden, und sind, recht verstanden, geradezu ein unentbehrlicher Durchgangspunkt zur Erzielung sichrer Ergebnisse. Mit alledem beanspruchen wir, etwas rein Selbstverständliches und auf protestantischem Boden allgemein Anerkanntes zu sagen.

Unsre akademischen Theologen nun sind nicht nur wissenschaftliche Forscher, sondern haben als Lehrer der künftigen Pastoren zugleich ein praktisches Amt. Es kann daher der Fall vorkommen, daß ihre wissenschaftliche Arbeit sie zu einer Erkenntnis führt, die zu lehren sie mit ihrem praktischen Amt, mit ihrem Kirchendienst nicht vereinbaren können. Der Professor wird in diesem Falle die Konsequenz ziehen und den Dienst der Wahrheit dem Dienst der Gemeinde vorziehen müssen, da der andre Weg des Laudabiliter se subiecit, der Beugung seines Wahrheitssinnes unter die Kirchenlehre, auf protestantischem Boden ausgeschlossen ist. Diese Konsequenz wird er aber nur dann ziehen müssen, wenn die Ueberzeugung, die ihn in Konflikt mit seinem praktischen Beruf bringt, für ihn aus dem Bereiche der Hypothese heraus in das der unumstößlichen Ergebnisse eingetreten ist. Das Urteil hierüber kann niemand, keine staatliche oder kirchliche Instanz ihm und seinem Gewissen abnehmen. Aus dem einfachen Grunde, weil die richtige Würdigung wissenschaftlicher Arbeit und Ueberzeugung denen, die nicht mittendrinstehn in der Mitarbeit und die unter der Hatz ihrer Berufsgeschäfte zu einer ruhigen Nachprüfung der gelehrten Leistungen gar nicht die Zeit haben, unmöglich ist. Professoren aber, die den sittlichen Ernst nicht hätten, um eine so hohe Verantwortung auf ihr Gewissen zu nehmen, werden wenig Schaden anrichten. Solche — angenommen, es gäbe welche — pflegt auch der Parteizorn nicht aufs Korn zu nehmen.

Aus alledem folgt, daß die Verwertung wissenschaftlich-theologischer Arbeit durch sozialdemokratische Schriftsteller oder Redner gegen jene Arbeit gar nichts beweist. Es ist ein Lob der Sozialdemokratie und kein Tadel für die Wissenschaft, daß der Benutzung durch die Sozialdemokratie heutzutage alle wissenschaftliche Arbeit in hohem Maße unterliegt. Wir wünschten, die Beschäftigung der Sozialdemokraten mit der Wissenschaft wäre gründlicher, und wir hoffen, daß sie es wird, zum Heil des von dieser Bewegung ergriffenen Arbeiterstandes und der gesamten Menschheit. Aber was sollte aus der Wissenschaft werden, wenn sie einen Maßstab erlaubter Fortarbeit und Aussprache darin erkennen sollte, ob eine Hypothese oder ein Resultat der Verwertung von sozialdemokratischer Seite unterliegen wird oder könnte! Darum daß Herr Säuberlich ihn zitirt, kann Professor Stade doch nicht davon absehen, die Geschichte Israels so zu schreiben, wie er sie sieht! Ob er sie richtig sieht, das bleibt ja eine Frage, worüber die Fachgenossen und das Für und Wider der wissenschaftlichen Erörterung zu entscheiden hat! Aber in diese wissenschaftlichen Verhandlungen mit plumper Hand dreinschlagen und sich einbilden, daß die Provokation auf die Sozialdemokratie auch nur irgend welchen Eindruck auf einen Gelehrten machen könnte, das ist doch

nur dieser kirchlich-politischen Zwitterpresse möglich, die noch immer das Wort unsers Heilands Lügen zu strafen bemüht ist: Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden!

Es ist ein Jammer, daß man solche von den besonnenen Köpfen aller kirchlichen Richtungen anerkannte Wahrheiten noch im öffentlichen Kampfe aussprechen und vertreten muß. R

(Redefreiheit der Professoren) Bei dem jüngsten Professoren-kreuzzug hat eine große Rolle die Ansprache gespielt, die Professor Harnack in seinem Kolleg über Symbolik mit Rücksicht auf die neue preußische Agende gehalten hat. Ihr Inhalt ist nicht bekannt geworden. Um so mehr hat sich der Streit der formalen Frage zugewendet, ob Professor Harnack befugt war, überhaupt eine solche Ansprache zu halten und den künftigen Kirchendienern praktische Ratschläge zu geben. Sofern man seitens der Kreuzzeitung gegen Professor Harnack den persönlichen Vorwurf erhob, daß er sich damit in Widerspruch zu einer ernsten Vorhaltung gesetzt habe, die ihm seinerzeit von seiner vorgesetzten Behörde gemacht worden sei, so läge hier ein Ausnahmefall vor, der kein prinzipielles Interesse böte. Nur beiläufig sei bemerkt, daß jene „ernste Vorhaltung,“ wie die Kreuzzeitung sie auffaßt, mehr auf einem Wunsche als auf einer Thatsache beruht, und daß niemand außer Professor Harnack und dem Minister wissen kann, welcherlei Abschluß seinerzeit die amtliche Behandlung des bekannten Vorfalls gefunden hat. Uns interessirt nur die Frage, ob ein Professor der Theologie aus idealen oder rechtlichen Gründen es grundsätzlich zu vermeiden habe, vor den Studenten über kirchliche Zeitereignisse zu reden und ihnen einer gegebnen Lage gegenüber Ratschläge zu erteilen.

Unsrer Auffassung nach kann davon nicht die Rede sein. Wenn die Art, wie der Professor von seinem Rechte Gebrauch macht, eine irrige oder verwerfliche ist, so haben wir darin einen Mißbrauch zu erkennen, aber das Recht sollte ihm niemand abstreiten, und die Professoren sollten zu dessen Verteidigung zusammenhalten wie Ein Mann. Es liegt im Interesse der Erziehung unsrer theologischen Jugend, daß unsre Professoren sich nicht nur als Gelehrte geben, sondern ein volles und lebhaftes Interesse für die Fragen der kirchlichen Gegenwart beweisen. Gewiß soll der akademische Hörsaal nicht wiederhallen von dem leidigen Gezänk in der „Kirche“ draußen. Aber wir alle, die wir studirt haben, werden mit dankbarer Freude zurückdenken an die seltenen Viertelstunden, wo ergriffen von irgendwelchem erfreulichen oder unerfreulichen Ereignis oder durch den Gegenstand ihrer Vorlesung selbst abgelenkt unsre akademischen Lehrer den wissenschaftlichen Vortrag unterbrachen und praktisch wurden. Becks „Expauken“ sind berühmt; andre nehmen das Recht zu derlei Aussprachen mit Grund nur ausnahmsweise in Anspruch. Aber in unsern Augen handelt es sich da gar nicht um ein Recht, sondern um eine Pflicht. Wir gehören zu denen, die der Ansicht sind, daß der Professor seine Pflicht damit noch nicht thut, wenn er die Studenten mit der „reinen Wissenschaft“ bekannt macht, sondern daß er überhaupt erzieherisch zu wirken hat. Und eins von den besondern Mitteln, die ihm dazu zur Verfügung stehen, ist das einer freien ins praktische Leben eingreifenden Ansprache in gegebnen Momenten. R

(Hefte zur Christlichen Welt Nr. 14 und 15) Welchen Segen bringt die Beschäftigung mit der modernen Theologie unserm praktischen Berufsleben? Von Lic. S. Eck, Pfarrer in Rumpenheim a. M., und Die Ergebnisse der neueren alttestamentlichen Forschungen und ihre Bedeutung für die Kirche. Von Friedrich Doerne, Pfarrer in Schönbach, O.-L. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1894. Jedes zu 40 Pfgn.

Der Verfasser des ersten dieser beiden Hefte geht aus von der zwiespältigen Lage, in die Geistliche gegenwärtig notwendigerweise geraten müssen: Auf der einen Seite die Berührung mit den Problemen moderner Wissenschaft, auf der andern Kirchenregimente und Synoden, die diese Wissenschaft mit allen Mitteln bekämpfen. Da ergiebt sich die Frage: Ist die ungeheure Anklage berechtigt, daß zwischen akademischem Studium und praktischem Amte sich heute eine unausfüllbare Kluft öffnet? Zur Beantwortung zeigt der Verfasser zunächst, wie im Unterschiede von der Theologie der drei großen Epochen in der Geschichte des Protestantismus, der Reformation, des Pietismus und der Erweckungszeit die moderne Theologie zunächst von Impulsen ausgegangen zu sein scheint, die dem Glauben selbst fremd sind, der Aufklärung im achtzehnten, der spekulativen Philosophie in der ersten und der exakten Wissenschaft in der zweiten Hälfte unsers Jahrhunderts. Hierin liegt für viele ein unüberwindliches Aergernis. Aber vielleicht lassen sich diese selben Thatsachen noch von andrer Seite in anderm Lichte sehen? In der That zeigt es sich, daß in zwar zeitlich größerer Entfernung, aber darum sachlich in nicht geringerer Bedeutsamkeit religiöser christlicher Glaube, der Glaube Luthers, den Hintergrund dieser Theologie bildet. Dazu kommt ein andres. Gleichzeitig mit Luther hat die freie weltliche Wissenschaft das Joch der kirchlichen Herrschaft abgeworfen. Daß man sie aus der Bevormundung der Kirche entließ, darin liegt stillschweigend die Bereitwilligkeit mitbeschlossen, ihre Ergebnisse anzuerkennen und zu verwerten. So zieht unsre moderne Theologie Kraft und Leben aus zwei geschichtlichen Wurzeln: aus dem Glauben Luthers und aus der freien weltlichen Wissenschaft. Den sich daraus ergebenden Schwierigkeiten kann man nicht durch einen Gewaltstreich ein Ende machen. Die evangelische Kirche lebt des Glaubens, daß der Welt Lauf in Gottes Händen steht. Um diesen Glauben für den geistlichen Beruf in deutliche Worte fassen zu können, blicke man auf die Zeichen der Zeit: Durch die Uebertragung der naturwissenschaftlichen Methode auf das geschichtliche Leben ist die Geschichte zum Problem, zu einem tiefen Rätsel geworden, an dessen Lösung Denken und Wollen sich abzumühen haben. Das ist der erste Segen, den die moderne Theologie dem Berufsleben des Geistlichen bringt; sie lehrt, die Geschichte als das große Wunder Gottes zu betrachten, das nur dem Glauben als solchem verständlich wird. Die Gegenstände des Glaubens aber können nur im Glauben erfaßt werden. Die Wissenschaft des Glaubens muß an seinem Grundgesetz teilnehmen, daß er nur in steter Erneuerung seiner selbst lebt. Zu trägem Besitz läßt die moderne Theologie niemanden kommen; immer wieder stört sie aus vermeintlicher Ruhe auf und macht den persönlichen Glauben zum Problem, mit dem das Leben ringen soll. Und darin liegt ihr höchster Segen.

Doerne führt in dem 15. Hefte zunächst die Ergebnisse der neuern historischen Kritik auf. Er zeigt, daß und wie man den Nachweis geliefert hat, daß das Gesetz jünger ist als die Propheten. Weniger einschneidend sind die Ergebnisse der Forschung über die prophetischen Schriften. Daß Deuterojesaja (Jes. 40 ff.) in der exilischen, das Buch Daniel in der makkabäischen Zeit entstanden ist, wird schon seit langem anerkannt. Von größerer Tragweite ist Wellhausens Satz: „Die Frage ist nicht die, ob es auch nachexilische, sondern ob es auch vorexilische Lieder giebt.“ Neuere Forscher schreiben David keinen Psalm mehr zu.

Wie gestaltet sich von hier aus die israelitische Religionsgeschichte? Man möge das in dem Schriftchen selbst nachlesen. Das einschneidendste Ergebnis ist, daß die Propheten dem Gesetz vorangehn.

Welche Stellung wird die Kirche dazu einnehmen? Der Verfasser antwortet: Der Offenbarungsglaube wird durch die Kritik nicht geschädigt. Denn es handelt sich nur um die Erkenntnis der menschlich-geschichtlichen Bedingtheit der göttlichen Offenbarung. Ebenso steht die moderne Kritik nicht im Widerspruch zu der prinzipiellen Stellung Jesu und seiner Jünger zum Alten Testament. Auch sind endlich die Bekenntnisschriften nicht wider diese Aufstellungen.

Zuletzt beantwortet Doerne die Frage: Welche Bedeutung haben die neuern Arbeiten für die Kirche? Zunächst muß anerkannt werden, daß das Alte Testament unter dem Neuen Testament steht; es ist die Urkunde der Offenbarungen Gottes in Israel, die auf das Christentum vorbereiten sollen. Damit tritt die überschwängliche Größe Christi aber nur um so klarer zu Tage. Für die Praxis bringt die Kritik manchen Gewinn: Im Jugendunterricht wird darauf zu achten sein, daß die Kinder mehr wie bisher in die großartigen Anschauungen der Propheten eingeführt werden; der Prediger wird durch sie in der Erkenntnis der Heilswege Gottes gefördert; endlich werden populäre Schriften, die über Wesentliches und Unwesentliches in der Schrift aufklären, unser Volk wieder vertrauter machen mit seiner Bibel. Anfänge zu solcher Arbeit sind schon gemacht.

Alles in allem: Die moderne Bibelforschung verleidet einem die Bibel nicht, sie macht sie uns erst recht lieb und wert, weil man durch sie zu einem sichern Verständnis der Heilswege Gottes gelangt. E Tn

(Königliches Pfarramt) Zu Nr. 46 noch die nachträgliche Ergänzung, daß auch sämtliche evangelische Pfarrämter Württembergs auf ihrem Amtssiegel haben und sich schreiben: Königlich Württembergisches Evangelisches Pfarramt. Aus Westfalen ging uns Abdruck eines Siegels und Stempels zu; sie zeigen den preußischen Adler und die Umschrift: Königlich Preußische Pfarrei. Dort ist es wohl örtlich und ließe sich vielleicht ohne große Schwierigkeit im Einverständnis mit der kirchlichen Behörde ändern. R

(Die zweite Probenummer der „Hilfe“) konnte wegen zu späten Eintreffens bei der Verlagsbuchhandlung der Nr. 51 nicht mehr beigelegt werden. Sie wird deshalb dieser Nummer beigegeben.

Zum Jahreswechsel

Auf eine geographische Uebersicht der Ausbreitung unsers Blattes verzichten wir diesmal, da der Abonnentenstand sich nicht verändert hat und die Mühe seiner nähern Feststellung das Interesse nicht aufwiegt. Sehr betrübt sind wir, daß wir mit unsrer Chronik nicht vorwärts gekommen sind. Sie zählte Ende vorigen Jahres 1910, heute 1967 Besteller. Damit können wir nicht zufrieden sein. Da ich an ihrer Redaktion gänzlich unbeteiligt bin, kann ich es aussprechen, daß die Chronik der christlichen Welt in ihrer Berichterstattung zum teil Ausgezeichnetes leistet. Es gilt dies von der Verfolgung der Ereignisse innerhalb der preußischen Landeskirche. Für diesen Bereich wird von andrer Seite Besseres nicht geleistet und kann auch von der Chronik in Zukunft Besseres nicht geleistet werden. Die jetzt vorliegenden Bände bieten für eine künftige Geschichtsforschung ein Sammelmaterial ersten Ranges dar. Damit ist selbstverständlich nicht gesagt, daß nicht im einzelnen Unvollkommenes mit unterliefe. Nun ist die preußische Landeskirche ohne Zweifel mit Recht der hervorragende Gegenstand evangelisch-kirchlichen Interesses. Aber eine Chronik der christlichen Welt muß Umfassenderes bieten können. Für diese und jene Gegend hat ja auch sonst die Berichterstattung Treffliches geleistet. Aber von der zu wünschenden Vollständigkeit sind wir noch weit entfernt. Den Raum und die Kräfte werden wir haben, wenn wir das Geld und die Abonnenten haben. Fallen lassen wir das Unternehmen nicht; vielen ist es lieb geworden, manchen ists lieber als unsre Christliche Welt; aber wären denn von den Freunden der Christlichen Welt nicht ein gut Teil mehr in der Lage, auch die Chronik zu unterstützen? 4600 Besteller der Christlichen Welt und noch nicht 2000 Besteller der Chronik, das ist doch nicht das richtige Verhältnis. Möchten doch die Leser der Christlichen Welt sich einmal die nächste Probenummer der Chronik kommen lassen und daraufhin ansehen, ob sie sich nicht damit befreunden. Ich

bekomme Gott sei Dank! so viele dankbare Worte gesagt für die Christliche Welt: hier wäre eine Gelegenheit, ohne große Unkosten die Dankbarkeit auch mit der That zu beweisen.

Was die Christliche Welt betrifft, so habe ich die Herren Mitarbeiter um Entschuldigung zu bitten, daß ich ihre Geduld mehr denn je in Anspruch nehmen mußte. Der Vorrat an umfangreichen Artikeln ist ein so großer, daß ich auch die besten, wenn ihnen nicht besondre Dringlichkeit zukommt, monatelang warten lassen muß. Ich bitte also im gemeinsamen Interesse, sich so kurz zu fassen, als die Sachen es irgend vertragen. Ein Aufsatz, der in Nr. 41 zur Hälfte abgedruckt ist, Der antike Kommunismus und Sozialismus, wird zur andern Hälfte erst im neuen Jahrgang erscheinen: es war unter allen sonstigen Erwägungen trotz ernstester Absicht nicht möglich, ihn noch in diesem Jahre zu vollenden — Beweis genug für die Schwierigkeiten, mit denen die Redaktion zu kämpfen hat.

Aber solche Nöte trägt der Herausgeber gern, denn er fühlt sich in alledem getragen von einer Fülle geistiger Kräfte und gestellt vor eine Fülle von ernsten Aufgaben. Die Verwirrung im kirchlichen Leben der Gegenwart ist groß, und wir sind nicht die Meister, sie aus eigner Kraft zu zwingen, aber stellen wir dem Herrn der Kirche weiter unsern Kopf, unser Herz, unsre Feder zur Verfügung, so wird Er weiter den Dienst unsers Blattes segnen, und wenn Er will, macht Er wohl auch noch unsre Feinde mit uns zufrieden.

Was die in Nr. 44 angeregte Frage betrifft, ob es nicht an der Zeit sei, für das evangelische Deutschland eine Tageszeitung zu schaffen, die einen ebenso bestimmten wie weitherzigen christlichen Standpunkt vertritt und den kirchlichen Angelegenheiten ihr besondres Interesse widmet — so hat dieser Gedanke viel freundlichen Wiederhall gefunden und auch Beweise ermutigender Opferwilligkeit gebracht. Ich sage für alle diese Zuschriften herzlichen Dank. Wir behalten die Sache fest im Auge; von unsrer Seite fehlt es weder an den leitenden noch an den helfenden Kräften, am meisten fehlt es am rechten politischen Anschluß! Ich bitte alle, die ein Herz für die Sache haben, sich weiter mit mir in Beziehung zu setzen. Vielleicht werde ich nicht jeden Brief beantworten, aber jede Stimme wird gewogen, jede Adresse aufgehoben werden für den Augenblick, wo wir zur That übergehen dürfen. R

Die dreifachen Wünsche

Ungestüme Wünsche, thöricht Hangen
An dem Trugbild von erträumtem Glück,
Ueberschweifend Sehnen und Verlangen —
Weichet, bleibt im alten Jahr zurück!
Was die kecke Phantasie geboren,
Was ein eitler Sinn sich schmeichelnd schafft,
Darnach haschen ist ein Spiel für Thoren
Und verzehrt des Herzens beste Kraft.

Doch ein Wunsch in stillerem Gemüte,
Friedlich und von treuem Sinn genährt
Wie der Keim zu einer süßen Blüte —
Wär auch ihm der Eingang streng gewehrt?
Nein, er mag die Schwelle wohl betreten
Zu dem jungen, ahnungsreichen Jahr;
Doch dem frommen Sinn ist Wünschen Beten,
Seinem Gott bringt er sein Hoffen dar.

Und ihr höhern Wünsche für das Leben,
Das der innre Mensch im Geiste lebt,
Euch vor allen sei Gedeihn gegeben,
Die ihr Unvergängliches erstrebt!
Auf! der bloße Wunsch will noch nicht frommen,
Werdet kräftig zum Entschluß, zur That! —
Und Gedeihn wird euch von oben kommen,
Ewge Sonne lächeln eurer Saat.

Sidonie von Grün († 1894)

Zur Beachtung

Vorliegende Nummer ist die letzte dieses Jahrgangs. Die nächste Nummer, Nr. 1 des neuen Jahrgangs, kommt am 3. Januar zur Ausgabe.

Man wolle rechtzeitig die Bestellung erneuern und beachten, daß die Post bei verspäteter Bestellung die bereits erschienenen Nummern nur gegen eine besondre Gebühr von zehn Pfennigen nachliefert. Unsre neue Postnummer ist 1442.

D V D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 52 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Hauslehrerstelle

in **Frankfurt a. M.** sofort anzutreten für Kandidaten mit guter Empfehlung. Näheres durch Pfarrer **Rade** daselbst.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in Giessen Nr. 162
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands

****

Korbflaschen

zu Geschenkzwecken sehr geeignet, mit 3 Liter feinstem **Medizinal-Cognac** garantirtes Weindestillat **Mk. 8.** 3 Liter **Cognac grande Champagne Mk. 12.** 3 Liter feinsten alten **Portwein, Madeira, Malaga, Sherry, Lacrimae** 2c. **Mk. 6.25.** Originalgebinde obiger Weine 16 Liter Inhalt **Mk. 24,** alles incl. und franko.

Rich. Kox, Importgeschäft, **Duisburg a. Rh.**

****

Dr. Amelungs Kuranstalt Königstein im Taunus

in herrlichster Lage, 400 Meter hoch. Mildes Wasserheilverfahren, Massage, Elektrotherapie, Freiluft- und Diätkuren. Gute Erfolge, besonders bei Nerven-, Magen-, Hals- und Lungenleiden, Blutarmut, Fettsucht, Rheumatismus, Frauenkrankheiten

Prospekte auf Wunsch

Für 1895

Themata für tägliche Bibellektionen. (Die Bibelstelle eines jeden Tages von 1895 ist mit Thema versehen, das sich a. d. Thema am flgd. Sonntage bezieht. Probeexemplar mit Porto 23 Pfg., in Partien billigst durch **Blecher-Bielefeld,** Rohrteichstraße 29.)

Ein Pastor schreibt: „Senden Sie sofort 100 Exemplare. Das Schriftchen finde ich ausgezeichnet. Es ist eine köstliche Sache, wenn man bei Betrachtung eines solchen Themas sich sagen darf: »Heute bedenken Millionen mit mir diese Frage.« Dieses Büchlein ist ungemein praktisch; fertigen Sie demselben den Reisepaß in viele Häuser. Sie können es als eins der billigsten Andachtsbücher, als ein köstliches Bibellesebüchlein empfehlen, den Konfirmatoren als passendste und billigste Mitgift für die Konfirmanden. Es ist so bequem; es steckt in ihm eine so ausgezeichnete Praxis; gerade das ists, was wir brauchen. Gebe Gott, daß ich bald die 100 Exemplare in 200 Händen besonders von jungen Leuten der Gemeinde sehe, und aus diesem Büchlein in mehr denn 100 Herzen reicher Segen ströme."

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Christliche Familienabende. Vorträge von P. Schliepe und P. Liedtke. 1. Bändchen. 1,50, Halblwd. 1,80 M.
Hoening, P. G., Die Brüder des gemeinsamen Lebens und ihre Bedeutung für ihre Zeit. 80 Pf.
Josephson, P. H., Unter den ewigen Armen. Fünfzehn Predigten. 1,50 M., geb. 2 M.
Luthers Erklärung der h. Schrift. Zusammengestellt von P. E. Müller. IV. Apostelgeschichte u. Brief an die Römer. 1,50 M. (I—IV. zus. 6 M.)
Rupprecht, P. E., Das Rätsel des Fünfbuches Mose und seine falsche Lösung. Ein Beitrag zur Lösung einer brennenden Zeitfrage 2c. 2 M.

Ganze Bibliotheken wie einzelne Werke von Wert kauft gegen sofortige Zahlung zu den höchsten Preisen
Alfred Lorentz, Antiquariat, Leipzig, Kurprinzstr. 10.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Vor kurzem erschienen:

Hefte zur Christlichen Welt Nr. 14 u. 15

Nr. 14. **Welchen Segen bringt die Beschäftigung mit der modernen Theologie unserm praktischen Berufsleben?** Von Lic. S. Eck, Pfarrer in Rumpenheim a. M. Preis broschirt 40 Pfge.

Nr. 15. **Die Ergebnisse der neuern alttestamentlichen Forschungen und ihre Bedeutung für die Kirche.** Von Friedr. Doerne, Pfarrer in Schönbach, O.-L. Preis broschirt 40 Pfge.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Dieser Nummer liegt die zweite Probenummer der „Hilfe" bei (s. Mitteilung im Text)